Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 11 (1888)

Artikel: Ulrich Hegner zum Frieden im Hauskäppchen
Autor: Geilfus, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ulrich Hegner zum Frieden im Hauskäppchen.

Von Dr. G. Geilfus.

Motto: Menschen sind nur Menschen!
(Swift.)

Wer war Ulrich Hegner zum Frieden? — Er war Doctor der Heilkunde, Landschreiber der Grafschaft Kyburg, Cantonsrichter, Districts-richter, Mitglied des kleinen und des großen Rathes des Cantons Zürich, Friedensrichter und Stadtrath; daneben ein zu seiner Zeit sehr beliebter, jetzt leider halb vergessener Schriftsteller von Winterthur, welcher 1759 das Licht der Welt erblickte und 1840 starb. Von all' seinen Titeln schien seinen Mitbürgern derjenige des Rathsherrn der vorzüglichste, und wo und wann der „Rathsherr Hegner" genannt wurde, geschah es mit der größten Hochachtung; seine Mitbürger waren stolz auf den Mann. Er selbst war ohne Ansprüche und wollte von keiner Titulation etwas wissen. Seinem Freunde, dem Pfarrer Hanhart, welcher ihm ein Bändchen Gedichte widmen wollte, und welcher ihn anfragte, welchen Titel er seinem Namen vorsetzen solle, schrieb er: „Rathsherr bin ich nicht mehr, und die kurze Zeit, die ich's war, und das Wenige, das ich leistete, berechtigt mich nicht zu dieser Benennung. Alt-Rathsherr heiß' ich nach der züricherischen Etiquette, aber eben weil es eine Etiquette ist, mag ich unter Freunden nicht so heißen. Ulrich Hegner gibt es noch wenigstens drey andere hier, sogar einen Dr. Ulrich Hegner, mit dem ich auch nicht verwechselt werden möchte. Nennen sie mich Hegner zum Frieden, so usurpire ich keinen Namen, der mir nicht gehört, und ich sehe nicht ein, warum ich mir diesen Adel nicht anmaßen dürfte. Nicht nur suche ich mit Jedermann

im Frieden zu leben, sondern die Besitzung, wornach ich mich schreibe, ist unstreitig mein Eigenthum. Gehen Sie alles adeliche Tittelwesen oder — Unwesen durch vom Kaiser, der sich Graf von Kyburg schreibt, bis zum Sulzer von Wart und Escher von Elsau hinunter, und sagen Sie, ob ich nicht ebensoviel, ja besseres Recht, als diese Herren, zu meiner Betittelung habe." — Klar und deutlich war mir also vorgezeichnet, wie ich den Mann zu benennen habe, welcher der Gegenstand meiner Darstellung abgeben soll. Fast gerade so verhält es sich mit dem Beisatze: im Hauskäppchen.

Hegner hatte sich von verschiedenen bedeutenden Künstlern malen lassen, von Diogg, von Anton Graf, von Biedermann; die drei letzten Bilder stammen von dem Pinsel David Sulzer's. Das eine derselben war für die hiesige Stadtbibliothek bestimmt und befindet sich noch im Besitze derselben, ein zweites ließ Hegner's Freund, Ziegler im „Palmengarten", für sich malen, und das dritte, welches in einer gelungenen Lithographie von Diethelm Stäbli vor mir liegt, wollte Hegner selbst haben. Er hatte dem Maler befohlen, daß er ihn in diesem Bilde ohne jedes künstlerische Beiwerk in seiner Haustracht darstelle, und zu dieser Haustracht gehörte eben auch das Hauskäppchen. Auch hierin wollte er also auch jeden Schein vermieden haben, der ja so oft trügt. Hatte er doch herzlich lachen müssen, daß seine Freunde Lavater und Zschokke bei dem ersten Bekanntwerden den Mathematiker aus seinen Gesichtszügen erkennen wollten, obgleich er in seinem Leben zu keiner Zeit „Lust und Geschick" zu dieser Wissenschaft verspürt hatte. Wenn ein französischer Offizier, mit dem er nach Paris reiste, ihn als einen «gros negociant suisse» ansah, ihn, der von sich selber sagt, daß er wohl rechnen, aber nicht berechnen, d. h. nicht Vor- und Nachtheil abwägen könne; so sah er sich vor eine andere Wirkung des trügenden Scheins gestellt, welche es ihm als das Gerathenste erscheinen ließ, den Seinen ein Bild zu hinterlassen, welches ihn darstellte, wie er in Wirklichkeit war, wie er leibte und lebte. Da ich weder die öffentliche Wirksamkeit, noch die schriftstellerischen Leistungen Hegner's, sondern nur den Menschen in seinen

häuslichen und ähnlichen Verhältnissen zur Darstellung bringen will, so paßt mir jenes Bild vortrefflich zum Ausgangspunkte; und darum: „im Hauskäppchen". Freilich wird es mir unmöglich sein, hie und da die beiden anderen Wirkungskreise nicht zu streifen; ihre volle Würdigung aber mußte ich einer kundigeren Feder überlassen, die in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek von Winterthur (für 1886 und 1887) eine eigentliche Biographie Hegner's geliefert hat.

I. Familien- und Hausgenossen.

In das Haus der alten Kyburger Kanzlei am Markte zu Winterthur, welches weit später zum „Frieden" benannt wurde und in welchem am 7. Februar 1759 Ulrich Hegner geboren ward, treten wir am besten ein, wenn wir uns der Gratulation anschließen, mit welcher die „liebe Tante und der liebe Onkel ab Gais", Frau und Herr Doctor Gruber, die Ankunft des neuen Familiengliedes begrüßten. Die Tante schreibt:

„Liebwerthe Frau Schwöster!

Die Freüd, so ich diseren Augenblick Empfunden, ist wider ein Ergezen gegen den Kummer, so ich disere Wochen Deinet wegen Gehabt. Dem großen Gott sey hertzlich gedancket, das er Dich so Glücklich das große Leiden hat helffen Ueberstehen. Doch Glaub ich, wann auf Ein solche Angst ein solch Erfreülicher Anblick erfolge, das vorige Leiden werde widerum völlig vergehen. Die große Güte sey 1000 mahl gepriesen, das Er Dich mit einem gesunden Söhnlein Erfreüt. Wünsche, das der gütige Herr des Himmels solches Lase aufwachsen zu seinem preiß, dem Hr. Schwager Doctor Und Dir zu viller Freüd, wie auch dem l. Vatter [1]) und Uns Allen, und Ihme selbst zu seinem Zeitlichen und Ewigen Haill, mein Liebster wird Auch seine Freüd bezeügen, wann er nach Hauß Kommt. Er ist heüt auff BernEgg im Reinthall. Er wird aber noch

---

[1]) Hans Ulrich Hegner, der Großvater unsers Schriftstellers, der schon vor fünf Jahren erblindet war.

dieseren Abend nachher Hauß Kommen. Wir haben schon die ganze Wochen ein rath Gehabt, am Mitwochen nachts, als wir Ueber nacht gebetet haben, sagte er, jez und grad jez, glaub ich, sey Fr. Schwöster ein Kindbetherj, Und habe ein Söhnlein, Du wirst bericht bekommen, das Es schwer hergangen, Und das sie doch noch Glücklich gewesen, ich Kan auch gewüß sagen, das mir seit selbigen Abend vast aller Kummer vergangen. Es ist mir sehr Leid, das Du selbsten geschriben. Du wirst wohl thun, wann Du dir jez schonen thust, sonsten möchte noch etwas darzu kommen. Als ich die Ueberschrifft von Deinem Brieff gesehen, waren meine ersten Wort, G. Lob, es lebt noch. Ich will sehen, das mit Einer Kindbeth schencke auch noch erscheinen. Hoff, Du werdest die 2 Stöckli Ancken daran annemen, ich hab der Bötin gesagt, es sey in die Kindbeth. Wil dermalen nit länger beschwerlich sein, sonder nur noch (nebst meinem Hertzlichen Gruß an sie samtlichen) melden, das ich allezeit sein werde

Deine getreue Schwöster

Geiß den 29. Jenner 1759. E. L. G. [1])

Küß mir au slieb Büblj.

Du mußt Dich nicht verwunderen, das ich so Under ein anderen geschriben. Es ist in Eill geschehen, weil den Brieff empfangen, da Es schon Nacht."

Diesem schwesterlichen Ergusse fügt Herr Dr. Gruber noch die Worte bei:

„Just nach meiner Gott Lob Glüklichen Nachhauß Konfft Vernahm ich die freüdigste Nachricht ihrer glüklichen entbindung, Worzu nebst Bezeügung meiner jnnigsten Herzensfreüd obigem Wunsch das fiat hinzufüege."

Als einzige erklärende Bemerkung zu diesem Briefe füge ich bei, daß der neu angelangte Erdenbürger sich zeitlebens des Wohlwollens seines Hrn. Onkels und seiner Frau Tante zu erfreuen hatte, welches sich so schlicht und einfach in den beglückwünschenden Worten ausspricht. Was

---

[1]) Elisabeth Gruber, die leibliche Schwester der Wöchnerin.

das Datum des Briefes betrifft (29. Januar 1759), so ist in Betracht zu ziehen, daß man in Appenzell A. Rh. damals noch nach dem julianischen Kalender rechnete, der für das 18. Jahrhundert 11 Tage hinter unserer Zeitrechnung nachhinkt, so daß das Gratulationsschreiben am 9. Februar unserer Zeitrechnung abgefaßt wurde, an dem gleichen Tage, wo der Neugeborene in der Kirche von Winterthur getauft ward und den Namen seines Großvaters von mütterlicher Seite erhielt [1]). Zu beachten ist dabei, daß so kurze Zeit nach der Geburt die Wöchnerin schon im Stande war, ihrer Schwester das freudige Ereigniß durch eine eigens abgefertigte „Bötin" brieflich mitzutheilen, welche als Wochenbettgeschenk „die 2 Stöckli Anken" mit nach Hause zu nehmen bekam.

Von dem Vater Ulrichs wüßte ich nur zu sagen, daß er medicinae doctor, Stadtphysikus, praktizirender Arzt und von zartem Körperbau war, daß er als Anhänger der Wolfischen Philosophie sich in die transcendente Mathematik vertieft und mit großem Erfolge seine Anverwandte, Anna Barbara Reinhart, in den mathematischen Wissenschaften unterrichtet hat, daß er gerne nach dem Abendessen, nach des Tages Mühen und Studien Romane las und seinen „Bub", sobald er das Buchstabiren hinter sich hatte, an diesem Stoffe der Unterhaltung theilnehmen ließ.

Die Mutter war eine thatkräftige Frau, welche zur Franzosenzeit nur auf dringliche Ermahnung des Sohnes abgehalten werden konnte, gegen

---

[1]) Taufpathe war der 81½ Jahre alte Schultheiß Salomon Hegner, die Pathin „Frau Susanna Schellenberg, Gebohrene Sultzer zum Rech". Ersterer schrieb folgenden Taufzettel:

„Großer Schöpfer, nimm doch auf dieses Kind in deine Liebe,
Teille ihm mit Jesu Tauf', Schenk' ihm deines Geistes Triebe,
Laß' in ihm getilget werden das Verderben der Natur,
Daß es, Herr, vor dir mög' leben eine neue Creatur."

Die Pathin drückt ihre Wünsche in den Versen aus:

„Ich Wünsch daß Christi Tauff In deinem Hertzen Bleib,
Und in deß Lebens Buch Gott deinen Namen Schreib,
Der Wehrte Gottes Geist dein Leib und Seel Bewahr,
Auf daß am Lebens End dein Seel zum Himmel fahr."

übermüthige Einquartirung ihr Hausrecht geltend zu machen, überhaupt eine Hausfrau, welcher das stille Heim ihrer Wirksamkeit über Alles geht, so daß sie sich nur auf ernsthaften, manchmal drohenden Befehl des Gatten an die Oeffentlichkeit wagt. Die Bereitwilligkeit, mit welcher sie die Wünsche des Sohnes zu erfüllen pflegte, ist ein Beweis von Liebe und Güte der Mutter, welche es sich sogar gefallen läßt, daß der zwölfjährige Sohn sich in einem Ausbruche neckischen Humors über ihren Sinn für Sparsamkeit lustig macht, indem er bei einem Ausfluge sagt: „wir wollen noch viel Geld verthun, wo wir können".

Von dieser Mutter erzählt Hegner später, daß sie ihm nie in einem Ausbruche von großer Zärtlichkeit begegnet sei, daß sie ihm z. B. nie einen Kuß gegeben habe; daß sie eines geraden, häuslichen Sinnes gewesen, daß sie ruhig und stillzufrieden gelebt, daß sie ergeben die Weltveränderungen ertragen und im Innersten froh sich gefühlt über die ehrenvolle Stelle, welche der Sohn in Zürich eingenommen. Als sie, eine hochbetagte Greisin, (1810) starb, berichtet er in seinem Tagebuche unterm 7. Dezember: „Abends 1/2 7 Uhr starb die liebe Mutter. Abends 4 Uhr hatte sie noch große Bangigkeiten; dann legte sie sich nieder, blickte noch ein mal nach mir, ohne weiteres zu sprechen, lag so noch 3 Stunden. Der Athem wurde nach und nach geringer, bis er endlich ganz ausblieb. Der Puls war schon seit ein paar Stunden nicht mehr spürbar. Meine Frau, Frau Stadtrichter Furrer und der Arzt waren nebst mir gegenwärtig. Ihr Alter war 93 Jahre, 3 Monate und 5 Tage. — Sie war eine treue Mutter an mir und der Frau. Ihre Liebe bestand aber weniger in Worten, als in der That. Ihre treue Liebe war in dem Heiligthume ihres Herzens verschlossen. Gott sey Dank, daß er mir diese Mutter gegeben, und ihm sey gedankt, daß er mein Gebet erhört, welches ich noch während ihrer letzten Bangigkeit thate, und ihren Leiden ein Ende gemacht hat. Ach, wie vieles könnte ich noch sagen. Gott sey ihrer Seele gnädig und nehme sie auf in die Wohnungen des Friedens."

„Gott vergelte meiner lieben Frau im Leben und auf dem Sterbebette, was sie an der Mutter im Leben und auf dem Sterbebette gutes gethan!" —

Vor seinem Arbeitszimmer, das auf den Friedhof ging, wurde das gute „Mütterchen“ begraben, so daß am Morgen, wenn er aus dem Fenster sah, sein Blick auf die Ruhestätte der Heimgegangenen fiel und ihr Angedenken immer wieder neu in ihm auflebte. Solch' dankbare Gesinnung fließt aus Liebe und Verehrung! Sie floß den Verwaisten, bevor sie noch den thatsächlichen und laut zeugenden Beweis vor Augen hatten, welcher in einem hohen Betrage bestand, den das „treue Mütterchen“ ganz in der Stille in seinem Sparhafen gesammelt hatte und ihnen als freies Erbe hinterließ.

Hegner's Erziehung war größtentheils der Fürsorge dieser Mutter und der vaterstädtischen Schule anheimgegeben, der Vater lag seinem ärztlichen Berufe und seinen mathematischen Studien ob, und griff nur einmal in den Bildungsgang seines Sohnes ein, indem er ihn bei der oben genannten Anna Barbara Reinhart, seiner Schülerin, in privaten Mathematik-Unterricht schickte. Von größerer Wirkung war die Verfügung des Vaters, als er den sechszehnjährigen und höchst mangelhaft vorbereiteten Ulrich nach Straßburg brachte, wo er die Heilkunde studiren sollte und mit mehreren Unterbrechungen endlich auch studirte. 1781 kehrte der junge Doctor der Medizin in das Vaterhaus zurück und besorgte einen Theil der väterlichen Praxis. Mit welcher Freude er das that, zeigte sich im Jahre 1782, als sein Vater starb und er alsbald der Heilkunde für die Zeit seines Lebens den Abschied gab. Außer einer kurzen Bemerkung von dem Tode des Vaters findet sich in den vorhandenen Papieren Hegner's Nichts, was über den Charakter und das Wesen desselben weitere Auskunft geben könnte, als oben geschehen ist. Möglicherweise sind die betreffenden Aufzeichnungen verloren gegangen; möglich ist aber auch, daß der Tod des von seinem Berufe und seinen Studien völlig in Anspruch genommenen Mannes keine fühlbare Lücke im häuslichen Kreise und Leben zurückgelassen hat.

Um seiner alternden Mutter die Führung des Hauswesens zu erleichtern, vermählte sich Ulrich Hegner 1785 mit Elisabeth Sulzer (geb. 1759, gest. 1830), seiner Frau Elsbeth, oder wie er sie noch häufiger nannte, seinem „lieben Beteli“.

Obgleich das junge Paar durch gegenseitige Neigung zusammengeführt worden war, so wurde doch das eheliche Glück desselben in den ersten Jahren durch einen Vorfall getrübt, der eine Erklärung in folgenden Umständen finden mag. 1786 war Hegner Landschreiber der Grafschaft Kyburg geworden und war oft Tage und Wochen lang auf dem Schlosse. Hier lernte er eine junge Züricherin kennen, deren Reize einen gewaltigen Eindruck auf ihn machten, so daß ein Verhältniß entstand, welches — ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben — die Eifersucht der jungen Gattin wachrief. Genug, Hegner bewahrte sein ganzes Leben hindurch in einem eigenen, mit Nosce te ipsum (Erkenne dich selbst) überschriebenen Umschlage ein kleines Briefchen auf, welches auf die erwähnte Zeit und die Verhältnisse paßt. Es ist der Nothschrei eines liebenden Herzens über wirkliche oder vermeintliche Erkaltung der Gefühle, die ihm der Gatte einst entgegengebracht. Die geängstigte Frau schreibt:

Mein Geliebter! sey nun zufrieden und Leb' wol!
Was zusehends dahin ist, laß dahin seyn.
Wohl ehmals floßen uns die tage heiter,
als du noch giengst, wohin ich dir winckte,
geliebt ward ich von dir, wie keine je geliebt ward,
ich Liebe dich so, das keine worte es sagen können!
ich fühle in meinem innersten, tief in meine Seele
ist gegraben dein Name! Ulrich! geliebter Ulrich!
so eben komst du gefahren, und denckst wohl auch an mich,
wär ich bey dir, mir wäre wol! bemühte mich nach deinen
Wünschen zu Leben — nun ist es aber so, das ich allein Leben will,
sey glücklich und Leb' recht wol! mein Geliebter! Beteli. [1])

---

[1]) Zur näheren Orientirung über diese Verhältnisse verweise ich auf die Episode in dem zweiten Abschnitte dieses Aufsatzes, wo Hegner selbst in seinem 75. Jahre über dieselben berichtet. Was die Erwähnung der Sache betrifft, so decke ich mich mit Hegner's eigenen Aussprüchen. In der Vorrede zu seinen „Beiträgen zur Kenntniß Lavater's", in welchen er das Verhältniß seines

„Das innige Verhältniß", in welches Hegner aus Unerfahrenheit und Selbsttäuschung gerathen war, „zerfloß nach und nach in dem düstern Nebel der Zeiten", und was Hegner (1792) seiner Frau in den Worten schrieb: „ich ergreife den Anlaas mit Freuden, dir zu schreiben und dir zu sagen, daß ich deine Abwesenheit vast nicht ertragen kann. Ich fühle erst, wie lieb und unentbehrlich du mir bist, seitdem ich dich nicht mehr habe. Du bist mir das liebste auf der Welt. Du kannst heilig glauben, daß meine Liebe zu dir mit den Jahren zu- und nicht abgenommen hat. Aber genug hievon; ich weiß, du glaubst es!" ist die volle und ganze Wahrheit, welche ein fünfundvierzigjähriger glücklicher Ehestand voll und ganz bestätigte [1]). Die schlichte Hausfrau, die weder zeichnen, noch malen konnte, die nicht einmal das Französische verstand und nur hie und da einige Verslein des Dankes oder des Glückwunsches für ihren Ulrich zuwegebrachte, wußte aber auch dem Gatten sein Heim zu einer Stätte eines ungestörten Glückes zu machen. Alles, was seine stille Zurückgezogenheit beeinträchtigen konnte, hielt sie ferne; sie nahm die Verwaltung des Vermögens (die cura peculii, wie es Hegner nannte) zum größten Theile auf ihre Schultern, und was für Hegner noch mehr galt, als alles Andere, sie lebte mit seiner Mutter in Eintracht und Frieden.

Als er das Jahr 1830 in seinem Tagebuche mit dem Spruche eröffnete:

Freundes zur Gräfin Branconi erwähnt, erklärt er, daß jedes Bild seinen Schatten haben müsse, und als ihm dessenungeachtet ein Rezensent in der „Jenaischen Lit. Zeitung" die Erwähnung dieses Verhältnisses als eine schwere Indiskretion vorhielt, schrieb er in sein Tagebuch: „Wenn aber ein solcher charakteristischer Zug aus der Schilderung eines großen Charakters nach einem halben Jahrhundert noch nicht angedeutet werden darf, wo bleibt die Wahrheit?"

[1]) Im Jahr 1819 (1. Januar) schreibt Frau Elsbeth in ihren Taschenkalender: „Ich nahm mir vor, meinem lieben Mann vielles zu sagen; aber ich war zu bewegt, daß ich nichts hervorgebracht, ich danke Gott täglich, daß er mir ihn geschenkt hat, und bitte, daß er mich seiner immer würdiger mache." Und an ihrem Namenstage (19. November) 1827 schrieb sie: „Gott Lob! daß mich mein lieber Mann noch lieb hat!"

„Sind schwer und trüb die Tage,
So halte still und trage;
Und sind sie leicht und heiter,
So strebe sorglos weiter“

da ahnte er kaum, welche schwere Schläge des Schicksals der neue Lebensabschnitt für ihn in seinem Schooße barg. Am 5. Februar erkrankte seine Frau und am 10. war sie eine Leiche. Er hatte ihr die lieben Augen zugedrückt und klagt in seinem Tagebuche: „Ich werde dich nicht mehr morgens auf deiner Stube besuchen, nicht mehr bey Tische an deiner Seite sitzen, des Nachts nicht mehr Abschied nehmend nach der Sicherheit des Feuers fragen, nicht mehr auf dem Geländer des Ganges deinen Namen L. B. (liebes Beteli) in den Schnee schreiben, du nicht mehr mit L. V. (lieber Ulrich) antworten, du wirst nicht mehr — ach, wenn ich alle diese kindischen Erinnerungen mir zu Gemüthe führen will, so werde ich zu sehr ergriffen, ich will und muß mich in Acht nehmen. — Morgens und Abends kann ich doch noch kommen, und ihr guten Tag und gute Nacht sagen, so lange sie auf dem Kanapee liegt. Sie liegt so ehrenfest da! Der wahre Ausdruck der alles ordnenden rechtlich gesinnten Hausfrau ist noch in ihrer Miene, und die Zufriedenheit ihrer besten Stunden ruht auf ihrem Gesichte.“ — Wochen der Vereinsamung waren dahingegangen, da öffnet sich noch einmal sein Mund zur Klage:

„So manche Sorge, Müh' und Last,
Die hülfreich du getragen hast,
O, treue Seele, liegt nunmehr
Auf meinen alten Tagen schwer.
Ich klage nicht und weine still,
Wenn Sehnsucht mich erfassen will.
Mich tröstet noch in tiefer Trau'r
Bewährter Freundschaft lange Dau'r.
Was du mir warst, das war ich dir,
Bis du auf immer schiedst von mir.
Du schiedst — ich irre hin und her
Im Hause, du bist nirgends mehr;
Jedoch ob du auch ferne seyst,
Du lebest fort in meinem Geist.“

Dem Einflusse seiner Frau schrieb Hegner die wohlthätige Wirkung zu, daß er allmälig seine „wilde, scheue Lebensart" ablegte. Was sie in dieser Hinsicht nicht zu Stande brachte, wurde durch die Landschreiberstelle, die ihn „zu gesittetem Umgang führte", weiter gefördert. Auch der Aufenthalt im Hause Lavater's von 1798 bis 1801 trug das Seinige dazu bei.

Im Hause Lavater's hatte sich Hegner schon nach wenigen Wochen so eingelebt, daß die Verehrung, welche er sonst von dem in mancher Hinsicht ihm überlegenen Manne hegte, nach und nach in den Hintergrund trat und bei verschiedenen Anläßen das Gefühl der Gleichberechtigung zum Ausdrucke kam. So erzählt Hegner unterm 19. Mai 1798: „Bei Tische fragte mich Lavater, ob er mich nicht um einen Dienst ansprechen dürfe. Seine Frau verbot es ihm aber, und ich dachte bei mir selbst: Alles, nur keine Predigt abschreiben! Nachher kam es aber auf das hinaus. Er nahm mich mit in seines Sohnes Haus, wo er sich von Schwander malen läßt, und dictirte mir seine morndrige Predigt, fand, daß ich nicht leserlich genug schreibe, nicht stark genug auf die Feder drücke, zu weit oben anfange und zu weit herunter schreibe u. s. w. Als ich eben eine halbe Stunde geschrieben, sagte er, nun wolle er fünf Minuten schlafen, wenn ich für eine halbe Stunde etwas anderes zu thun habe, so möge ich es thun. Ich ging und kam — nicht wieder." In einer Aeußerung ohne Worte bestand also das erste Auftreten gegen den Gönner und Freund, die Worte, und zwar die Worte des Schalks fanden sich bald. Am 15. November 1798 feierte man im Pfarrhause von St. Peter den Geburtstag Lavater's; der Gefeierte fand auf seinem Gedecke bei Tische folgendes „Ehrengedicht à la Hirsgartner":

„Ich hoffe, Werthester, Ihr werdt mir's nicht verdenken,
Der Gratulanten Schaar wenn ich mich thu anhenken
An diesem Freudentag, andurch nach alter Weis,
Euch machend diesen Reim zum ew'gen Ruhm und Preis.

Wohl nennt ich Euch die Zierd vom werthen Christenorden,
Dergleichen man nicht findt in Ost, West, Süd und Norden,
Allein die Klugheit winkt, ich schweige, weil ich muß
Sonst hieße Schmeichelei dies einst ein Criticus.

Erlaubt mir dannethin, o Werther nur die Wonne,
Daß ich bescheiden Euch vergleiche mit der Sonne;
Sie ist das Licht der Welt, das wärmt und doch nicht brennt,
Also auch Ihr an dem gelehrten Firmament.

Es leuchtet Euer Licht dem Armen, wie dem Reichen
In Prosa bald, und bald in Versen ohne Gleichen,
Und führet jeden auf den rechten Lebenspfad
Im Schweizerliede, wie in der Messiad.

Wie durch die Morgensonn' dem Reich der Finsternissen
Die prächtige Natur wird wundersam entrissen,
So durch Gesichtskunst Ihr des Menschen Herz entdeckt
Und sein Verborgnes wißt, — wofern er's nicht versteckt.

Ihr habt die Gnadenkraft den Sündern vorzustellen
Die Folgen ihres Thuns, „der Welt betrogne Wellen",
So habt Ihr manchen schon errettet aus der Noth,
Der in der Sünden Wust lag, wie lebendig todt.

Drum wird auch Euer Nam' so weit herumgeboten,
Und Reisenden erzählt von Euch man schon in Kloten;
Was sprech' von Kloten ich? In Bülach wies ja gar
Der Sulzer, Wirth zum Kopf, ein Brieflein von Euch dar.

Nun hoff' ich, Werthester, daß es Euch nicht verdrieße,
Wenn ich mit dieserem den matten Reim beschließe,
Ich meine mit dem Wunsch, daß immer in Euch bleib
Ein weiser, heller Geist, und blühe Euer Leib.

Der Ehrenattinenz soll es auch nimmer fehlen
An edlem Wohlergehen des Leibes und der Seelen,
Mög' ein wohlthätiger Geist umschweben täglich sie,
Und so holdselig, wie das Tüpflein auf dem J." [1])

---

[1]) Lavater pflegte seine Tochter Luise, welche mit der Mutter in Sorgsamkeit wetteiferte, das Tüpflein auf dem J der Mutter zu nennen.

Als das Gedicht verlesen wurde, lachte die ganze Familie, und das Beste war, Lavater lachte herzlich mit.

Hegner legte im Frühjahr 1801 seine Stelle als Cantonsrichter nieder, und wir finden ihn im Juli dieses Jahres im Girenbad, wo er sich wahrscheinlich von seiner Reise nach Paris erholen wollte, bevor er sein neues Amt als Districtsrichter antrat. In der Nachschrift eines Briefes, den er von dort an seine Mutter schrieb, heißt es:

„Hier habt Ihr ein Krämli,
Es sind weder Kriesi, noch Aernli,
Sondern Giribader Kuchen,
Die sollt Ihr versuchen,
Und dem Meidtli davon geben,
Wann es kommt aus den Reben,
Oder aus dem Garten,
Beßres werdet Ihr nicht erwarten;
Ich kann Euch nicht schicken goldne Ketteli,
Wie aus Paris dem Beteli.
Nehmt vorlieb mit dem, so ich habe,
Aus dem Herzen kommt die beste Gabe."

Also auch dem „Meidtli"! — Das Maidli hatte in Hegner's Haus, und wahrscheinlich auch anderwärts, eine eigenthümliche Stellung; es war gleichsam ein Glied der Familie, es saß mit der Herrschaft zu Tisch und arbeitete das Seine im Hause, im Garten und in den Reben. Die Dauer des Dienstes betrug bei Hegner im geringsten Falle 7, im höchsten 23 Jahre; das Dienstverhältniß löste sich in der Regel mit der Verheirathung der Magd; der Dienstherr wurde dann gewöhnlich der Zinsherr und Pathe von Kindern, die aus der neuen Ehe hervorgingen. Die ehemaligen Dienstmägde unterhielten dieses Verhältniß das ganze Leben hindurch; sie brachten der alten Herrschaft kleine Geschenke, Blumen, Obst, Butter, wohl wissend, daß sie nicht nur gut aufgenommen wurden, sondern immer auch ein fettes Gegengeschenk heimzutragen bekamen. Erzählt ja doch Hegner von der alten „Rosi", die vor vierzig Jahren bei ihm

gedient hatte, daß sie alljährlich für einige Tage zum Besuche komme, dann fährt er fort: „Dieser Besuch ist für sie, was für uns eine Badenfahrt. Was uns das Geld gewährt, das gewährt ihr unsere freundliche Aufnahme. Daher sollen wir gastfreundlich seyn.“ Und an einem andern Orte entschuldigt er die Aufzeichnung solcher Besuche in sein Tagebuch mit den Worten: „Warum sollte ich es nicht melden; thät ich's doch mit Umständen, wenn diese unsre gewesene Magd eine Tonne Gold besäße.“

Das in der Nachschrift des oben angeführten Briefes empfohlene „Maidli“ hieß „Margrethli“; ihm war es zugefallen, Hegner's Mutter auf ihrem letzten Kranken- und Sterbebette zu pflegen. Es entledigte sich dieser Aufgabe in großer Hingebung und empfing als Anerkennung für die geleisteten Dienste ein Geschenk von „300 Gulden nebst Bett und Kasten“, dazu noch einen goldenen Ring aus dem Nachlasse der Verstorbenen zum Andenken. Als die treue Magd sich 1812 verheirathete, schrieb Hegner (unterm 28. Januar) in sein Tagebuch: „Hochzeitstag unserer Magd Margaretha, die sich mit einem Schneider Ackeret von Seuzach verheirathet. Einige Verwandte holten die Braut bey uns ab und genossen die Morgensuppe, während dessen viele Nachbarn und andere Bekannte der Braut Wein und andere Geschenke schickten, welches mich zu geheimen Thränen rührte, indem nichts auf der Welt mir lieblicher und wärmer an's Herz geht, als reiner Wille, lautere Güte. Der Magd that das Scheiden von uns sehr weh, weil sie 23 Jahre in unserm Dienst gestanden. Die Frau ging mit den Jungfern zum Christoph an die Hochzeit und (ich) sandte ihr ein Pelzmäntelchen zum Geschenk und den lieben Gotten beym Christoph 2 Ringlein.“ Das zweite Geschenk begleitete Hegner mit einigen Verslein im Dialekt, dessen er sich nur in höchst seltenen Fällen bediente, obgleich er ihm sehr am Herzen lag. Die Verslein lauten:

„O, Cathery und Dorothe! [1])
Es blangt mi, bis i wider gse.

[1]) Die Namen der beiden lieben Gotten, von denen die zweite später die Adoptiv-Schwiegertochter Hegner's wurde. Solche Namen waren damals noch in den angesehensten Familien von Winterthur üblich, und nur sporadisch traten die Paulinen, Virginien u. s. w. als Treibhauspflanzen auf.

O, Dorothe und Cathery!
I bin ja eüer Götti gsy.
O, Cathery und Dorothe!
Es Hochdigschrämli muß ich gä.
O, Dorothe und Cathery!
Das Chrämli ist zwar munzig chly.
Doch Cathery und Dorothe,
En gute Wille chönder gse.
O, Dorothe und Cathery!
So nehmed halt vorlieb daby.
O, Cathery und Dorothe!
Am Ringli ist ä Blümli z'gse.
O, Dorothe und Cathery!
Das Blümli heißt: vergiß nid my.
Drum Cathery und Dorothe!
Vergeßt dä Götti nümme meh!"

Nach dem Tode seiner Frau pflegte Hegner alljährlich bis zu seinem Absterben ihren Namenstag (19. November) zu feiern. Er trank zu Ehren der Verstorbenen eine Flasche Elfer, Syrakusaner oder sonst eines edeln Gewächses; aber er wollte und konnte nicht allein feiern, seine Mägde ließ er an seiner Feier theilnehmen, indem er sie in außerordentlicher Weise bewirthete, in der Regel „mit Bratwürsten und Suser", und indem er ihnen heimlich ein kleines Geldgeschenk unter die Teller legte. In seinem Testamente, welches er mehrere Jahre vor seinem Tode machte, verfügte er in einem besonderen Anhange, daß seine Erben seiner Magd Marie eine Summe von 300 Gulden als eine Anerkennung ihrer treuen Dienste auszubezahlen hätten.

Und der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Zur Zeit, wo Hegner Landschreiber war und in dieser Eigenschaft viele Reisen machen mußte, hielt er sich zwei Pferde und einen Knecht, welche sich einer guten Pflege von seiner Seite zu erfreuen hatten. Als er in andere Bahnen des öffentlichen Lebens geworfen worden war, wurde das Gespann ab-

geschafft, und der Viehstand beschränkte sich auf einen Hund und eine Katze. Der Hund hatte die Aufgabe, den Herrn auf seinen einsamen Spaziergängen zu begleiten und durch Luftsprünge zu ergötzen; die Katze lag dem zweifelhaften Geschäfte des Mäusefangs im Hause ob. Bevor Hegner mit seinem „Phylax“ oder „Nero“ ausging, bewaffnete er sich mit einem kräftigen Stocke, um nöthigenfalls seinen Begleiter gegen ungezogene Metzgerhunde zu vertheidigen. Einmal traf es sich aber unglücklich, als er beim Dreinschlagen in einem solchen Ueberfalle den eigenen Hund derart traf, daß derselbe eine Zeitlang liegen blieb und nur mit Hilfe eines Thierarztes wieder auf die Beine gebracht werden konnte. Für die Thiere selbst war wohl die gute Verpflegung die Hauptsache; hatten sie sich viele Jahre durch den schweren Kampf um ihr Dasein durchgefressen, und waren die Tage gekommen, wo sie sich und der Herrschaft eine Last wurden, da führte der heimlich bestellte Wasenmeister den Hund zum raschen Tode und die Katze hatte ein milderes Loos, das „Margrethli von Seuzach“ kam und trug sie in einem Korbe dahin, von wo sie nicht mehr zurückkam. In beiden Fällen tröstete man sich mit den Worten: „Sie haben gute Tage bei uns genossen!“

Ein neues Element trat in den Lebenskreis der stillen Familie, als Hegner einen armen Glarnerknaben, den, wie viele seiner Altersgenossen, die Noth und das Elend aus der Heimat vertrieben hatte, „im Namen des Herrn“ in sein Haus aufnahm (1800). Der neunjährige Knabe, Joachim Leuzinger, wurde von den beiden Frauen, der Gattin und der Mutter Hegner's, mit offenen Armen empfangen, und bald bildete „der liebe Jöch“ den Gegenstand ihrer eifrigsten Sorge und Liebe. Selbst die Freunde Hegner's, unter Andern Professor Johann Georg Müller von Schaffhausen, gaben sich alle Mühe, dem Knaben, der eine Mutter in der Heimat zurückgelassen hatte, den neuen Aufenthaltsort angenehm zu machen und ihn vor dem Heimweh zu bewahren. Hegner selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, für die Zukunft des Knaben, namentlich für eine ehrenvolle und sichere Existenz desselben, zu sorgen. Er fing daher an, den Pflegling selbst zu unterrichten und ihn dann in die städtischen Schulen

zu schicken. Nach einem Schulbesuche von nicht ganz einem Jahre war Leuzinger im Stande, dem ihm wohlgewogenen Professor J. G. Müller zwei Proben seiner Fortschritte und seiner Dankbarkeit in zwei Briefchen zu übersenden, die für den Bildungsstand des Schreibers und die Leistungen seiner Zeit nicht ohne allgemeines Interesse sind. Dies geht schon daraus hervor, daß der Pflegling, welcher bei seinem Eintritte mit deutscher Orthographie und Grammatik auf höchst gespanntem Fuße stand, schon nach drei Jahren an den Schaffhauser Gelehrten einen lateinischen Brief zu schreiben im Stande war, der nur an wenigen Stellen einiger Nachbesserungen bedurfte.

Leuzinger durchlief die Stadtschulen von Winterthur, trat dann in das Collegium humanitatis von Schaffhausen, wo er sich unter Müller's Leitung auf das Studium der Theologie vorbereitete, welches er in Tübingen zum Abschluß brachte. 1811 in Schaffhausen ordinirt, trat er eine Informatorstelle in Basel an, welche er drei Jahre bekleidete. Während dieser Zeit zeigten sich bei ihm Spuren einer gefährlichen Brustkrankheit, die ihn nöthigten, seine Stelle aufzugeben und in das Haus seiner Pflegeeltern zurückzukehren. Jegliche Befürchtung schwand jedoch dahin vor der treuen Sorgfalt, welche Frau Elsbeth ihrem „lieben Jöch" widmete; neue Lebenskraft und neue Lebenslust kehrten in kurzer Zeit dem jungen Manne wieder. Aber dieser günstige Erfolg war nicht allein der liebreichen Sorgfalt der Pflegemutter zuzuschreiben, ein anderer Faktor, über dessen Beihilfe Frau Elsbeth sich höchlich freute, hatte kräftig mitgewirkt. Die Trägerin dieses Faktors war eine Nichte Hegner's, die oben angesungene Dorothe, welche einen tiefen Eindruck auf Leuzinger's Herz gemacht hatte. Kaum hatte Frau Elsbeth das Geheimniß entdeckt, so ging sie auch gar eifrig und geraden Weges auf das Ziel los, und nachdem Hegner alle Bedenken über Leuzinger's zukünftige Existenz beseitigt, kamen Verlöbniß und Ehe zu Stande. Unterm 31. März 1815 glaubt Hegner seinen und den Eifer seiner Frau in dieser Angelegenheit ganz besonders rechtfertigen zu müssen. „Wir rücken dem Alter entgegen", schreibt er in seinem Tagebuche, „unsre Ehe ist kinderlos; meine Verwandten sind mir nur

noch in entfernten Graden befreundet; die Geschwister meiner Frau sind auch schon auf Jahren; ihre Kinder haben schon wieder eigne, an uns wenig theilnehmende Familie, eigne Geschäfte und Sorgen. — Uns ist darum zu thun, ein junges Völklein um uns zu haben, das uns die Beschwerden und Langeweile des Alters erleichtere und verkürze. Unter den Niecen meiner Frau ist eine, die mein Taufpathe ist, die von Kindheit an am häufigsten in unserm Hause war und unsre ganze häusliche Einrichtung schon kennt; sie findet Gefallen an unserm Pflegesohn, und er an ihr. Was war natürlicher, als der Gedanke, sie beyde so an uns zu attachiren, sie durch Liebe und ihn durch Wohlthaten, daß wir ihrer kindlichen Anhänglichkeit und Dankbarkeit gewiß, auf sie als auf die Stütze und Freude unsers Alters zählen können? Wie hätten wir auf irgend eine andere Weise diesen Zweck besser erreichen können!"

Auf ein junges Völkchen war es also zunächst abgesehen; und es kam, das junge Völkchen, und traf ein treffliches Großelternpaar, voll großelterlicher Liebenswürdigkeit, aber auch voll großelterlicher Schwäche. Frau Elsbeth blieb im altgewohnten Geleise, aufmerksam und sorgfältig für die kleinsten Bedürfnisse der Enkelchen, gütig bis zum Uebermaße. Hegner dagegen ist manchmal gar nicht mehr zu erkennen; er, der Mann der stillsten Zurückgezogenheit, hatte nicht nur nichts einzuwenden, wenn die Kinder während seinen Studien ihr Wesen trieben, sondern der Lärm störte ihn überhaupt nicht, „denn um die Kinder sind gute Geister". Stundenlang zeigte er ihnen biblische Kupfer, mußte aber die Erfahrung machen, daß nicht Alles, was guter Wille und Sinn eingeben, mit dem erwünschten Erfolge durchzuführen ist. Die Kinder fragten nämlich bei den Erklärungen Großpapa's beständig: „Aber ist's auch wahr?" und der weise Großpapa, der sich Alles so schön ausgedacht hatte, stand am Berge, „denn", schreibt er, „sie thun bei mythologischen Bildern dieselbe Frage. Sage ich bei diesen: Nein! so wollen sie wissen, warum denn jene wahr seien." — Alljährlich am Geburtstage eines der Kinder wurde dasselbe vom Großvater gemessen und über den Befund des körperlichen Wachsthums eine Urkunde ausgestellt, manchmal in poetischer Form, wie die folgende:

„Mit Bewilligung!"
„Ein Männlein ist gekommen,
Man hat das Maß genommen.
Vom Kopf bis zur Zehe
War seine ganze Höhe
Vier Spannen und ein Spännlein,
So groß ist unser Männlein.
Und ist zu schau'n für Jden [1])
Allhier im Haus zum Frieden."

Es war für Hegner ein besonders feierlicher Augenblick, wenn eines seiner Enkelchen zum ersten Male in die öffentliche Schule ging; denn „es ist etwas Heiliges, so einen kleinen Knaben mit seinem Büchlein in die Schule ziehen zu sehen". Auch darin war er ein echter Großvater, daß er unter den Enkeln seinen besonderen Liebling hatte; das war der kleine Otto (geb. 1824). Als derselbe 1827 seine gewöhnliche Geburtstagsmessung durchgemacht hatte und eine Urkunde verlangte, wurde ihm dieselbe ausgestellt als:

„Reisepaß."

„Kund und zu wissen sei hiemit allen und jeden Ober- und Unterbehörden, die ein wachsames Auge auf Landstreicher, alte und junge, haben oder haben sollten, daß Otto Leuzinger von Plaudersburg, bis anhin der jüngste Sohn Hrn. J. Leuzinger's, wohl akkredirten Kaufmanns, gesinnet ist, eine Reise zu Fuß aus dem Hinter- ins Vorderhaus, als einen in Sanitätsrücksichten ganz unverdächtigen Ort, anzutreten, wesnahen alle höheren und niederen Civil- und Militärpersonen des Hauses, männlichen und weiblichen Geschlechts mit und ohne Hosen ersucht sind, diesen ehrlichen Burschen frei und ungehindert passiren zu lassen, und auch im Falle, daß derselbe auf der Reise, wie es wohl sein könnte, nicht mit Geld versehen wäre, ihm auf Begehren mit Lebensmitteln, wenn es auch nur einige Früchte des Weinstocks wären, mildthätig zu unterstützen

---

[1]) Alte Form für „Jeden".

und ihn gefälligst vor den Nachstellungen des Kämiwächters und anderer Böswichter zu schützen, auch überhaupt ihm keinerlei Art von Verhinderung weder an seiner Person, noch an seinen aus einem Pfifli und Rößli bestehenden Effecten zuzufügen, — welches gegenseitig zu erwidern wir uns hiemit bestens erbieten.

Zu besserer Erkenntniß dieses Menschenkindes fügen wir folgendes Signalement bei: Sein Alter ist 156 Wochen oder 1095 Tage. Von Natur ist er etwas dick und rund, doch leicht auf den Füßen. Er hat genau gemessen 3 Fuß 3 Zoll, ist geraden, aufrechten Leibes und hat ein anmuthiges Gesicht, ausgenommen wenn er weint, welches aber selten geschieht. Seine Haare sind eher blond, als braun und ohne beißige Bevölkerung. Er zeichnet sich aus durch offene, schöne Augen, kleine Nase und einen lieblichen Mund, besitzt eine geläufige Zunge, redet eine verständliche Sprache, und wenn man fragt: warum? so antwortet er: darum. Sein Charakter ist sanft und gut, Beruf hat er noch keinen, zeigt jedoch große Anlagen zum Genuß der Gaben Gottes. Bekennt sich übrigens zur protestantischen Religion, indem er gegen Alles protestirt, was ihm nicht anstehet. Sein liebstes Gebet ist: Speis Gott! In dem wissenschaftlichen ist er noch etwas zurück, doch kann er schon über fünf zählen und mehr als Brot essen. In Summa: er verspricht, was man will. Geben und beschehen den 19. Oktober 1827 an dem vierten Geburtstage des kleinen Herumstreichers in der alten Kanzleistube

Unterschrift des Reisenden: zum Frieden."

„Unterzeichnet mit einem † aus
gewissen Gründen."

So zeichnet nur ein liebevoller Großpapa; und der kleine Otto wußte das, wußte, daß solche Zeichnungen des lieben Großpapa's bei Allen, denen sie zu Gesicht kamen, Fröhlichkeit erweckten, und daß Fröhlichkeit zum Geben geneigt mache.

Im gleichen Jahre (1830), als die gute Frau Elsbeth das Zeitliche segnete, wurde ihm auch dieser Liebling durch den Tod entrissen; ein Verlust, über welchen er sich in folgender Trauerklage ergoß:

„Mit dir, unvergeßlicher Knabe,
Ging heil'ge Unschuld zu Grabe!
O, du, den alle Bekannten,
Den Liebenswürdigen nannten,
In dem voll Anmuth und Güte
Die Blume des Lebens erblühte,
Ein Geist, schon so kindlich verständig,
So innig und treu und lebendig;
Wie heiter in Tagen der Freude,
So still, ohne Klagen im Leide!
Du lebtest, die Liebe der Deinen,
Du starbest des Todes der Reinen;
Warst du schon so lieblich auf Erden,
Was wirst du im Himmel erst werden!"

Es war ein Trost für Hegner, daß ihm von dem jungen Völkchen noch zwei Enkel und eine Enkelin geblieben waren, auf welche er seine Liebe und Sorgfalt übertragen konnte. Unermüdlich, wenn es galt, den Kindern Freude zu machen, war er auf der andern Seite darauf bedacht, durch kräftige Nachhilfe und Unterricht, den er selbst ertheilte, zur Förderung der Schulzwecke das Seine beizutragen. Mit unerschöpflicher Geduld und Gewissenhaftigkeit erfüllte Hegner diesen ernsteren Theil seiner großväterlichen Pflichten und hatte dabei nur allzuhäufig Gelegenheit, zu erfahren, daß die gewünschten Ziele des Unterrichtes außer der treuen Pflichterfüllung des Lehrenden in erster Linie von Anlage, Aufmerksamkeit und Fleiß des Lernenden abhängig sind. Ebenso oft, als ihm bei solchen Erfahrungen der Muth sank, ebenso oft gab ihm die Liebe zu den Enkeln neuen Entschluß und neue Kraft zu weiterer Verfolgung der schwierigen Aufgabe. Durch diese Arbeit kam er in unmittelbare Berührung mit der Einrichtung der städtischen Schulanstalten, welche zur Zeit seiner eigenen Jugend in der Oekonomie des Unterrichtes einfacher und daher — nach seiner Meinung wenigstens — auch besser auf die Bedürfnisse und die Kräfte der Schüler berechnet waren. Wenn der in

solchen Erinnerungen Lebende die Schuld des Mißlingens seiner Bestrebungen in der Vielseitigkeit des Schulunterrichtes suchte und fand, wer wollte ihm das hoch anrechnen? Wenn er aber den Lehrer, der ihm die gleichen Klagen eröffnete, welche er selber im stillen Kämmerlein seufzend erhoben hatte, mit persönlichen Vorwürfen überhäufte, so geschah das aus großväterlicher Liebe und aus großväterlicher — Schwäche.

Was Hegner von dem „jungen Völklein" gehofft hatte, war nur zum Theil in Erfüllung gegangen, und diese theilweise Erfüllung hatte dazu noch mit Mühe und Schmerz erkauft werden müssen; um einen Preis, der seine Liebe zu den Ueberlebenden nicht schmälerte, sondern noch steigerte. Mit freigebiger, vielleicht allzufreigebiger Hand versäumte er keine Gelegenheit, den Enkeln Freude zu bereiten und Geschenke über Geschenke zu spenden. Auch die Hoffnungen, die er auf die Eltern gesetzt, erfüllten sich nur theilweise. Nicht, daß Mißverhältnisse irgend welcher Art das gute Einvernehmen, das im Hause zum Frieden herrschte, gestört hätten, ein Herz voll Wohlwollen und Liebe zu den Seinigen, wie es Hegner im Busen trug, war gewappnet gegen Unfälle und Unglück. Und das Unglück kam. Im Jahre 1836 starb Leuzinger, und der 77jährige Großvater übernahm mit Entschlossenheit zu den freiwillig eingegangenen Verpflichtungen noch diejenigen des Vaters, die um so schwerer wogen, als die beiden Enkel verschiedenen Berufsarten des praktischen Lebens zugeführt werden mußten, der eine technischen Studien, der andere der Lehre in einer mechanischen Werkstätte. In seinem letzten Lebensjahre (1839) erlebte er die Freude, seine Enkelin sich mit dem Sohn eines befreundeten Gelehrten verheirathen zu sehen. So glücklich ihn diese Versorgung machte, so unglücklich fühlte er sich im Hinblicke auf seine Nichte und Adoptiv-Schwiegertochter, welche um die gleiche Zeit an einem unheilbaren Uebel zu kränkeln begann. Er selbst war körperlich gebrochen; seine Füße waren „wie gelähmt" und versagten selbst für den kleinsten Spaziergang „um die Kirche herum" den Dienst, das geschwächte Gesicht und das fast ganz erloschene Gehör machten ihn für gesellige Unterhaltungen unfähig; sein Geist blieb ungetrübt und frisch. Noch feierte er in gewohnter Weise den

Namenstag seiner Frau, noch las er mit der ihm eigenen Kritik Rousseau's « Confessions » und schrieb über diesen Autor: „Ein sublimer Halbnarr, ein Imaginationsmann, in alle hübschen Weiber verliebt. — Sein guter Stil gefällt mir besser als sein Leben." Da findet sich plötzlich seine letzte Aufzeichnung unter dem 6. Dezember 1839: „Sehr schwach aufgestanden. So kann es nicht mehr lange dauern. — Mit Ziegler die R(ieter)- und Aberli-Sachen zum Einbinden erlesen." Von dem, was weiter geschah, wie seine letzten Tage verliefen, ist keine Nachricht vorhanden. Er starb am 4. Januar 1840, wenige Wochen vor Vollendung seines 81. Lebensjahres. —

Sein inneres Leben in den letzten zwei Jahren spiegelt sich wieder in den Versen:

„Du mußt dich ergeben,
Einsam zu leben,
Ruhig zu schweigen,
Der Noth dich zu beugen,
Bei Welt und bei Leuten
Nicht viel zu bedeuten,
Von besseren Räumen
Wachend zu träumen,
Auf Sand nicht zu bauen
Und Gott nur vertrauen."

Wie er sich seinen Tod wünschte, erzählt er uns (3. Oktober 1838) nach einem Traume:

„Mir träumte nachts, daß ich gestorben sei. Aber leichter, ruhiger, sorgenloser kann man nicht sterben. Ueber meinem Bette, wo ich ohne Schmerz, noch irgend ein Leid lag, stand ein Fenster offen, aus dem ich den blauen Himmel sehen konnte. So lag ich in großer Zufriedenheit, nichts körperliches, noch geistiges drückte mich, ich fühlte nur ein sanftes Dahinschwinden des Lebens; dieß nahm bei vollem Bewußtsein schnell überhand. Die Meinigen waren nicht in dem Zimmer, sondern standen ernst unter der Thüre. Auch weiß ich mich nicht zu erinnern, etwas mit

ihnen gesprochen zu haben; nur als ich merkte, daß die letzten Athemzüge vorhanden wären, streckte ich den Arm gegen sie aus: „„Behüt' euch Gott"", sagte ich noch laut und mit Wohlwollen, „„habet Liebe unter einander!"" — Damit war's aus, und der Traum zu Ende."

« Utinam sic ego » (so möchte ich sterben), fügt er hinzu, und wer wollte nicht wünschen, daß das, was ihm das Traumbild vorspiegelte, auch ihm in Erfüllung gekommen sei? Hat er doch auf solchen Wunsch schon dadurch gerechten Anspruch, daß er gegen Heimgegangene stets mild gestimmt war. „Wenn ich — schreibt er — mich oft frage, was ich mit dem oder diesem Verstorbenen anfangen würde, wenn ich unser Herr Gott wäre, so kommt es nie so schlimm heraus, wie viel besser wird Er's machen!"

II. Hegner's Freunde.

Motto: **Dic mihi quibuscum vivas, et dicam qualis sis!**
(Sage mir, mit wem du umgehst; und ich sage dir, wer du bist!) (Alter Spruch.)

Den eifrigen Freund und Kenner des Lateinischen zu ehren, mußte ich diesen Abschnitt mit einem lateinischen Motto einleiten. Derselbe enthält in seinem ersten Theile Aufzeichnungen Hegner's, welche er in seinem 75. Lebensjahre zur Herstellung einer Lebensbeschreibung gemacht hat und welche gewichtige Zeugnisse über hervorragende Zeitgenossen enthalten. Aus diesem Grunde schien es mir rathsam, durch keinerlei Ueberarbeitung die Stimme Hegner's abzuschwächen, sondern ihm im ganzen Wortlaute strengstens zu folgen.

„Freunde nenn ich Menschen, die mit mir durch wechselseitige Liebe und Achtung verbunden, lange dauernden, vertrauten Umgang pflegten. — Ich führe unter diesem Namen nur diejenigen an, mit denen ich in fortdauernder Verbindung stand. Blos vorübergehender, vornehmer oder geringer, Bekanntschaften, so freundschaftlich sie auch waren, kann ich hier nicht gedenken.

Lavater. Sein Tagebuch, sein christliches Handbüchlein, einige Gebetlieder hatten mich schon als Knabe angezogen. Das Handbüchlein hatte ich mit in die Fremde genommen und mich eine Zeit lang desselben bedient. Es bewirkte momentan manche fromme Gesinnung; man muß auch von solchen Devotionsschriften nicht mehr erwarten; eine gute Gesinnung, auch nur für den Augenblick, ist schon etwas.

In Strasburg wurde meine Ehrfurcht für den frommen, mir persönlich unbekannten Mann durch Zimmermann's Mittheilungen noch mehr gesteigert, bis zur Infallibilität.

Persönlich lernte ich ihn erst zu Ende der siebziger Jahre kennen, als ich mit Meckel aus Berlin in die Schweiz reiste.

Nach und nach entstanden kleine Briefe, kleine Besuche. Er war gerade damals in seinen besten Jahren und auf der höchsten Stufe seines physiognomischen Ruhmes. Mich zog zu ihm sein geistiges Wesen, sein menschenfreundliches Wohlwollen, seine Liebe; nicht minder die jugendliche Eitelkeit, bey dem berühmten Manne etwas zu gelten. — So vergrößerte sich nach und nach die Bekanntschaft und der freundschaftliche, ja vertraute Umgang bis zu seinem Tode.

Seiner Freundschaft, seinen Belehrungen, mit denen er aber sparsamer war, als man denken sollte, indem er die Freyheit der Individualität ehrte, seiner Nachsicht habe ich sehr viel zu danken, auch seinem Beyspiel im Privatleben. Und wenn auch mit der Zeit unsere Meinungen in Manchem auseinandergingen, blieb doch die Beständigkeit und freundliche Gewohnheit der Liebe bis an's Ende.

Mit der edlen Tochter, Luise dauert eine wahre Freundschaft noch immer fort, die durch meinen dreyjährigen Aufenthalt im Lavaterischen Hause erwachsen war.

Johann Heinrich Lips. Ich kannte ihn schon von früher Jugend, als er bey Schellenberg kupferstechen lernte. Seitdem dauerte die Bekanntschaft (durch Reisen unterbrochen) auf vertraulichem Fuße fort. Ich hatte viel Kunstkommerz mit ihm, und besitze schöne Zeichnungen nach Rafael, Guido und andern, die er in Rom gemacht. Er war geraden Sinnes, treu und kalt.

Georg Christoph Tobler. Auch eine frühere Bekanntschaft, die ich in den 80er Jahren in Strasburg machte, wo er eine Zeit lang bey der Gräfin Branconi lebte, und daselbst den Sophocles ohne Lexicon und ohne lateinische Hülfe übersetzte und mir stückweise öfters vorlas. — Er war, wie alle, die um sie waren, in die Branconi verliebt, und mußte ihr manchmal, auf ihrem Bette sitzend, vorlesen. Das machte ihn beynahe toll und an einem schönen Morgen verließ er Gräfin und Haus, ohne Abschied zu nehmen, so daß ein Paar Tage nachher Matthäi, der Hofmeister des jungen Grafen, sich ängstlich bei mir erkundigte, ob ich nichts von dem guten Freund wisse. — Er war schnurstracks nach Weimar gegangen, um sich bey Göthe zu erholen. Damahls war er ein origineller, kraftreicher, liebenswürdiger Junge. — Nachher sah ich ihn in Zürich oft, wo er von Göthe mehr, als nöthig inspirirt war. Noch öfters dann in späteren Jahren, als er Pfarrer in Veltheim war, wo schon sein **ingenium praecox** auf die Neige ging. — Seine übrige Lebensgeschichte gehört nicht hieher. Er war mir sehr geneigt.

Ludwig Meyer von Knonau. Er trat bald nach mir, 1798, in das Cantonsgericht (jetzt Obergericht) ein, und wir lernten uns bald kennen. Es war eine demokratische Zeit, wir hielten uns neutral und blieben einzig bey richterlichen Geschäften, die wir beyde so ziemlich verstanden. Ein griechischer Vers Anakreons, den ich zu Gunsten eines benachtheiligten Aristokraten auf den Rand eines Commissional-Gutachtens schrieb, und den er in gleicher Sprache beantwortete, brachte uns noch näher zusammen. Wir hatten genug zu thun, über die Lage der Dinge, über den persönlichen Charakter der Menschen, mit denen wir in Berührung standen und kamen, uns zu verständigen. Er kannte und schilderte seine Mitbürger sehr treffend und fein, oft scharf. Er war gelehrt, witzig, fein, behutsam, moral-philosophisch, nur in Vertraulichkeit offen, sonst nicht. — Als ich nach drei Jahren vom Cantonsgericht austrat, dauerte das Verhältniß durch Briefe fort; ich theile ihm meine Schriften im Msc. mit und erhielt manche weise Belehrung. — Jetzt 30 Jahre später, hat er sich von Neuem in die Politik geworfen; ich habe ihr

gänzlich entsagt, und so besteht die Freundschaft meist nur noch in Gedanken ohne Schrift und Worte.

Obmann Füeßli. Das ist einer von den wenigen Menschen, die nicht mich, sondern ich sie aufgesucht habe. — Ich hatte zuviel von ihm gehört und gelesen, um nicht seine vorzügliche Geistigkeit aus seinem Wirken und seinen Schriften (die mich jedoch im Ganzen nicht besonders ansprachen) herauszumerken. Man kann vortrefflichen Geistes und der edelsten Gesinnung seyn, ohne Alles, was man ist, in Schriften zu verrathen. — Ich begab mich also eines Morgens in das Obmannamt unter dem Vorwande, die Kellerische Gemählbesammlung, die unter seiner Verwahrung stand, zu sehen. Gefällig empfangen, setzte ich die Besuche von Zeit zu Zeit fort, wurde mit dem Reichthum seiner eignen Kunstsachen bekannt, von denen er mir manches Vortreffliche anvertraute, oft auch käuflich überließ.

Später übernahm er für seine Buchhandlung die Herausgabe der Molkenkur und der Bergreise. Es war mit dem uneigennützigen Manne besser fortzukommen, als mit anderen gewinnsüchtigen Buchhändlern. Ehre seiner Asche, er gehörte unter die Vorzüge Zürichs!

Inspektor Horner. (Bruder des Weltumseglers, den ich auch gut kannte und ehrte). Der Inspektor war ein Gelehrter nach Zürcherischem Schnitt, trocken und steif mit und vor Fremden; aber im näheren Umgang gefällig, ausspielend-witzig und ein Kunstkritiker. Als Bibliothekar bey der Wasserkirche that er mir manche Gefälligkeit, und öfters machte ich des Abends interessante Spaziergänge mit ihm an dem linken Seeufer, die mir unvergeßlich sind, weil ich damahls als Rathsherr von Zürich sehr an Lebens- und Berufüberdruß litt. — Ich gab ihm einige Beyträge zu einem Journal, das er vereint mit Hottinger und Stolz herausgab, wozu sie aber unglücklicher Weise keine andere Beyträge als zürcherische aufnehmen wollten, als wenn Zürich allem genügen könnte; weßhalb auch diese Zeitschrift nicht lange Bestand hatte.

Heß im Beckenhof. Im Anfang des Jahrhunderts wurde ich durch die Schrift: Auch Ich war in Paris, und vermittelst der Künstler-

gesellschaft in Zürich mit ihm bekannt und habe seitdem viel Umgang und Briefwechsel mit ihm gepflogen. Er war mir sehr anhänglich, entgegenkommend; gebildet, von feiner Lebensart und geistiger Leichtigkeit. Seine schätzbaren Werke schenkte er mir alle, und theilte mir öfters seine Carricaturen über die Zeitläufte mit. Ein fertiger Zeichner und Kunstliebhaber voll mancherley Talente. — Noch dauert die Lust und Liebe an einander fort.

Martin Usteri. Ich kann nicht anders, als mich der Bekanntschaft und des häufigen Umgangs dieses edeln und geistreichen Mannes rühmen; die aber nie zur eigentlichen Freundschaft wurden, ich weiß nicht warum. War es seine übergroße Bescheidenheit, oder etwas Abstoßendes an mir, etwa meine Trockenheit, daß er mir bey mehreren Anläßen zurückhaltend vorkam. Dennoch theilte er mir gefälligst Alles mit, was ich von ihm zu schauen oder zu lesen wünschte. Wer will alle Individualitäten erklären?

Conrad Geßner. Da ich von Kunstfreunden rede, darf ich auch des guten Curi Geßner's nicht vergessen. Er hatte von seinem Vater Salomon Geßner einen gründlichen Kunstsinn und die drollige Lustigkeit geerbt; in der Kunst nur darin unterschieden, daß der Vater sie auf idyllische Landschaften, und der Sohn auf Bataillenstücke anwandte, und daß der Vater Alles mit dem elegantesten Fleiß vollendete, der Sohn hingegen Alles nur unvollendet, jedoch mit Geist und malerischem Talent hinwarf. Von seinen Schnurren und Schnaken, womit er mich und Andere so oft ergötzte, habe ich eine kleine Sammlung gemacht. [1])

Ludwig Vogel. Noch ein genialer Künstler, den die Welt schon kennt. Sein Vater, David Vogel wurde mir vor 40 Jahren in einem

---

[1]) Hegner erzählt, Geßner sei im Latein nicht weiter gekommen, als zu **Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum**; das habe er übersetzt: das Leben des Cornelius, eines Enkels Ihrer Exzellenz des Kaisers. Worauf sein Vater ihn des weitern Lateinlernens überhoben. Ein andres Mal behaupte Geßner, schon die Griechen und Römer haben Thee getrunken, denn Virgil sage von Orpheus: **Thé veniente die, Thé decidente bibebat**, denn so müsse man lesen statt **canebat**. (Verg. Georg **IV.** 466.)

Gasthof zu Mannheim bekannt, wo wir bald zusammenhielten, und die dortige Gallerie- und Privatkupfersammlungen besahen. Bey unsrer ersten Revolution wurde er mein College im Cantonsgericht, wo sich die Bekanntschaft nothwendig erneuerte. Bey einer der ersten Kunstausstellungen in Zürich war ein Gemälde von dem Sohn zu sehen: Rückkehr eines alten Schweizerkriegers. Ich pries es als das erste Stück des Saales, aber niemand achtete im mindesten darauf, weil der Künstler noch keinen Namen hatte. Er hat sich indessen einen gemacht, und gilt jetzt für das, was er ist. Der Umgang nahm zu in gegenseitigem Wohlwollen, so daß er mich zur Taufe seines Kindes, Wilhelmine, zu Gevatter bath. Ich besitze viele kleinere und größere Sachen von ihm, geschenkt. Eine vom größeren Gemählde etwas abweichende, in Tusch ausgeführte Zeichnung seines Wilhelm Tells, und den Kampf um das Zürcherische Panner bey Cappel in Wasserfarben. Item Zwingli nach Hans Asper.

Landvogt Ludwig Meiß von Kyburg. Unter die Zürcherischen Freunde gehört auch dieser, dessen Nachsicht und Gunst, als ich, ein dieser Sache ganz fremder, die Landschreiberey antrat, ich nicht genug rühmen kann. Ob ich gleich nicht sehr thätig in diesem Beruf war, und er viel Geduld mit mir haben mußte, so äußerte er mir doch nach einiger Zeit schriftlich und mündlich, daß er mich für den rechtlichsten aller Grafschaftsbeamten halte. Nie habe ich ihn jemand schmeicheln hören, also war auch dieß keine Schmeicheley.

Entschlossen, kräftig, von wenig Worten, seine Temperamentshitze ganz beherrschend, gerecht oft bis zur Strenge, unermüdet, praktisch erfahren, — so lernte ich ihn von Anfang bis zu Ende kennen und ehren.

Eine Nièce des Obigen, damals unter dem Namen: Jungfer Hirzel besungen und bekannt, war ein allerliebstes Mädchen und kam öfters nach Kyburg. Eine niedliche Bildung, zarter Mund, die schönsten blauen Augen, und ein langes goldenes Haar, das sich bis in die äußersten Spitzen kräuselte. Sie war ein originelles geistiges Wesen voll Natürlichkeit und Leben. Sie gefiel jedermann, warum hätte sie auch mir nicht gefallen sollen! Meine Geschäfte brachten mich häufig in's Schloß

Kyburg, manchmal Tage und Wochen lang, wenn sie da war. Bald entstand Freundschaft und der Funken nahm in Kurzem zu; — sie fing an zu zeichnen und bereitwillig theilte ich ihr mit, was ich von Kunstsachen hatte. Sie machte unbegreifliche Fortschritte ohne Anmaßung und Eitelkeit. — Doch genug! Wie könnte ich aber, wenn ich von Freundschaft rede, dieser glücklichen Tage und Stunden nicht mehr gedenken, und jene Shakspearischen Gespräche aus dem Fenster im Scheine des Mondes, der über die weite Gegend verbreitet lag. — Sie setzte das Zeichnen und Mahlen, in Oehl und Pastell, noch ein Paar Jahre fort, bis Bestellungen kamen, und ihr Vater ihr die Kunstübung gänzlich untersagte, weil er es für unehrenhaft hielt, daß sie solche gleichsam als ein Handwerk treibe. — Als der Oheim von Kyburg abgezogen war, kam sie nicht mehr dahin, ich nicht mehr in ihr heimatliches Haus nach Zürich, und bald nachher war sie gezwungen, einen Mann zu nehmen. So zerfloß dieß innige Verhältniß nach und nach in dem düstern Nebel der Zeiten.

Vierzig Jahre später traf ich sie wieder in dem Bade Teinach an. Aber, ach! es war nicht mehr die holdselige Jungfer Hirzel, die ich einst so lieb hatte, sondern eine durch eheliche und andere Mißgeschicke alt und geisteskrank gewordene Frau Rathsherr Ott, die mir geneigte Gesinnung war ihr geblieben, ja noch gesteigert [1]).

Sigmund Spöndli, alt Regierungsrath. Unbillig wäre es, diesen überdienstfertigen Zürcher Freund zu vergessen, dem ich als Schriftsteller bekannt wurde. Er überhäufte mich in Zürich, Gais und Winterthur unermüdlich mit Gefälligkeiten mit einer Genauigkeit, als wenn er sonst nichts zu thun hätte. Dank ihm!

Freunde in Schaffhausen.

Professor Georg Müller und seine Frau Maria. Vierzigjähriger ununterbrochener Umgang, persönlich und durch Briefwechsel. — Ich lernte ihn durch Settele kennen, einen Bayerischen Theologen,

---

[1]) Siehe oben: Abschnitt I., wo von den Besuchen dieser Dame auf Kyburg die Rede ist.

der sich einige Tage bey mir aufhielt. — Jährliche Besuche von mehreren Tagen machten Müller und Frau bey uns, und ich mit meiner Frau bey ihnen. Trauliche Tage!

Durch freundschaftliche Mittheilung bekam ich den größten Theil von seines Bruders Johannes Correspondenz (vortrefflich) zu lesen, sowie auch Herder's große Briefsammlung, die Müller als Herausgeber Herderischer Schriften bey Handen hatte, von denen ich, von den Briefen aus Italien an seine Frau einen Auszug machte, der meist Angelika K. und Göthe betrifft. Daraus habe ich viel gelernt, sowie überhaupt Briefsammlungen viel zu meiner ästhetischen Bildung beygetragen. Früh schon las ich Voltaire's sämmtliche gedruckte Briefe, sämmtliche von Winkelmann, Lessing, Gellert und eine Menge Anderer, Deutscher, Franzosen und Engländer. Nachher standen mir alle Briefe an Lavater von seinen Freunden zur Einsicht offen, warum ich die Bemerkungen seiner Freunde über ihn auszog. Noch jetzt sind vertraute Briefe, die nicht für den Druck geschrieben waren, meine liebste Lesung.

Frau von Mandach. Eine lebhafte, verständige, fröhliche Freundin seit langen Jahren (gerade heute den 24. Oktober 1833, da ich dieß schreibe, beerdigt). Beweglicher, durchaus ehrlicher Charakter. Ist durch viele Prüfungen gegangen, doch immer den Kopf über die Wasser der Trübsal erhaltend.

Pfarrer Veith. Erst in Andelfingen, dann in Schaffhausen. Mehr ein Kunst- als ein literarischer Freund, ob er gleich immer eine schwangere Brieftasche (wie es Müller nannte) seiner Gedichte bei sich trug. Er besaß eine schöne Kunstsammlung, war ein gemüthlicher, liebsamer, sentimentaler Mann, nicht ohne Muth und Kraft der Worte.

Keller zum großen Engel. Ein reicher Kunstliebhaber und Besitzer vortrefflicher alter und neuer ganzer Kupferstichwerke, mit deren Mittheilung er gegen mich sehr gefällig war. Wir lernten uns zweymahl lange Zeit in Gais kennen, und hielten sehr zusammen. Auch sahen wir uns in Schaffhausen und Winterthur. Viel historische Kenntniß seltener Blätter.

In Basel muß ich vorzüglich des

Deputat Huber's gedenken, mit dem ich in vielfacher Verbindung stand. Erst wegen seines reichen Kunsthandels, und dann wegen Holbein. Ich hielt mich zu zwey verschiedenen Jahren lange in seinem Hause auf, beyde Mahle krank, das mich aber wenig hinderte, meinen Zweck, weßwegen ich da war, emsig zu verfolgen. Das erste Mahl vertraute mir Herr Professor Huber, als Vorsteher der Bibliothek, mit außerordentlicher Gefälligkeit den Schlüssel zu derselben, und ließ mich darin ganz einsam walten, um die dortigen Holbeinischen Schätze mit Muße zu benutzen. Von immerwährender Darmgicht geplagt, schleppte ich mich doch jeden Morgen von 8 bis 11 von der St. Johannes-Vorstadt bis zur Mücke (Bibliothek) und Mittags 2 bis 4 Uhr, und sammelte Notizen über Holbein. Als ich das zweyte Mahl, einige Jahre später, wieder in seinem Hause wohnte, krank, wie das erste Mahl, welches die Aerzte dem veränderten Clima zuschrieben, benutzte ich gleichwohl meinen Aufenthalt wieder auf's Beste. Huber hatte inzwischen die Risse und Handzeichnungen Holbein's für die Bibliothek in große Bände aufgezogen, und theilte sie mir jetzt alle mit auf mein Zimmer. Welcher Genuß und welche Hülfe zu meinem Werk! — Er behandelte mich beyde Mahl mit zuvorkommender Güte, und seine Spargeln und den täglichen 54er Markgräfler hätte mir noch besser schmecken lassen, wenn ich weniger krank gewesen wäre.

Er war von allanerkannter Rechtschaffenheit, imponirend durch sie, geschätzt von seinen Mitbürgern, gemeinnützig-thätig, ungeachtet seiner schweren Körperlichkeit, unverheurathet, treu, trocken, uneigennützig u. s. w.

Auch von Major Haas erhielt ich manche Proben freundschaftlicher Dienstfertigkeit. — Ein gesitteter unermüdlich thätiger, bescheidener Mann.

Falkeisen (Antistes und früher sein Bruder der Kupferstecher), Huber (Prof. math.), Peter Vischer, Gedeon Burkhard (dessen zweite Frau schon bey dem ersten Zusammentreffen in Gais, und nachher noch mehr, so viel Anziehendes für mich hatte, daß ich behauptete, wir müssen uns schon in einem früheren Daseyn gekannt haben), Birmann, Wocher erwiesen mir mehr oder weniger Holbeinische und andere Dienstleistungen.

In Bern stand ich in freundschaftlichem Verkehr mit:

Graf von Müllinen-Schultheiß. Er theilte mir sein Wissen von Holbein und seine Gemählde dieses Meisters mit, schickte mir eines derselben nach Winterthur, besuchte mich daselbst 2c. Ich verschaffte ihm von unserer Stadtkanzley und Bibliothek verschiedene alte Chroniken und genealogische Schriften. Das war sein Steckenpferd, das er sehr gut ritt. Uebrigens weniger steif, als die Zürcherischen Burgermeister und Magistraten.

Freudenreich. War von der Künstlergesellschaft in Zofingen, und suchte mich daselbst jedes Mahl anhänglich auf, besuchte mich in Winterthur und erwies mir in Bern viel Freundschaft.

Sigmund Wagner. Ein alter eingefleischter Kunstfreund. Ledigen Standes und wie alle alten Knaben genau und pünktlich. Ich handelte mit ihm um Gemählde und Stettlerische Handrisse, sah ihn in Bern und in Winterthur. Ein rechtlicher Mann.

Mahler König, mit dem ich in Unterseen, Bern, Zofingen und Winterthur viel Umgang hatte, wo er mir, und ich ihm, manche Gefälligkeit erwies.

Gais. Vorübergehende freundschaftliche Bekanntschaften die Menge. Aber wessen ich am liebsten gedenken will und muß, ist mein alter Oheim, Doktor Lorenz Gruber von da, der, da er keine eigenen Kinder hatte, mich von Jugend auf wie ein Vater liebte, mich als Kind, Knabe und Jüngling stets freundlich, ja zärtlich beherbergte, mir immer in seinem schönen, von Grubenmann nach Appenzeller Weise erbauten Hause das lieblichste Zimmer nach den Bergen hin bereit hielt, mich auf Wanderungen begleitete, und alle jugendliche Freuden fröhlich mit mir theilte. Seine zahlreiche wohl versehene Bibliothek war an Regentagen meine erste, frühzeitige (freylich nicht geordnete) literarische Beschäftigung, oft Tage lang. — Das Haus brannte ab, die Bibliothek auch und aller Hausrath; mein Oheim kam in großen Verlust; aber nie verzagt, baute er bald nachher wieder auf denselben Platz eine neue Wohnung, nicht

von der Pracht der ersten, aber doch wohnlich und mit Geschmack, so daß dieselbe, von jetzo von den Kurgästen am vorzüglichsten gesucht wird.

Er war der gastfreundlichste, uneigennützigste, frohmüthigste Mann, den ich kannte, und der Appenzeller Witz war ihm angeboren. — Ich bediene mich sonst nicht gern der Superlativen, aber hier sind sie wahr.

Schon lange ist er todt und vergessen von jedermann, als von mir altem Manne. Er theilt das traurige Loos **multorum ante Agamemnona.** — Ich möchte ihn im andern Leben antreffen, und ihm mit der Abbitte entgegengehen, ihm in jugendlichem Leichtsinne nicht so dankbar gewesen zu seyn, als seine Güte es verdiente.

In Gais lebte auch ein schon ältlicher Landmann, Jakob Mennet, der Schweberg Jakob, nach seiner Heimath genannt, mit dem ich, ungeachtet der Verschiedenheit des Alters, auf vertrautem Fuße stand. Seine männliche Gradheit war mit großer Gutmüthigkeit verbunden. Er hatte eine abgeschlossene idyllische Wohnung in der Tiefe, wo ich ihn oft besuchte. Er machte mit mir die Reise nach der Seealp und auf die Höhen des Sentis: drey unvergeßliche Tage! — Ist auch schon längst todt und der jetzigen Welt vergessen. Vergessen? Tausende sind es, die es nicht verdienen; das ist der Lauf der Menschenwelt, ob Gott will, nicht des Himmels.

Im Appenzellerland darf ich nicht vergessen den Herrn Caspar Zellweger von Trogen, den eydgenössischen Steuerrevisor und Schreiber seiner Landesgeschichte. Ich sah in öfters dort und hier, wo er nie unterließ, mich zu besuchen, und mir mit aufrichtiger Anneigung entgegenzugehen, thätig, dienstfertig und ohne Falsch.

In diese Nachbarschaft gehört auch der Palästinische Reisende, Heinrich Mayr von Arbon, mir durch vielfältige Besuche lange bekannt, und durch seine überfließende Herzensgüte und naives Zutrauen sehr schätzbar.

Mehr schriftliches, als persönliches freundschaftliches Verhältniß hatte ich auch mit dem Freiherrn Joseph von Laßberg in Eppishausen im Thurgau, der mir sehr bedeutende Nachrichten über die Hol-

beinische Familie, die ursprünglich aus Ravensburg ist, zu verschiedenen Mahlen mittheilte, mir auf seinem Schloß seine seltenen altdeutschen Manuscripte wies, und von Zeit zu Zeit kleine gedruckte, von ihm herausgegebene Verse in alter Sprache zusandte.]

Dessen Sohn, Friedrich von Laßberg aus Sigmaringen war mir noch inniger, mit wahrer Freundschaft zugethan. Monathe lang in Gais zu verschiedenen Mahlen, hielten wir sehr zusammen. Er besuchte mich hier; ich ihn in Richtersweil am Zürich-See. Er schrieb mir aus Hières im südlichen Frankreich und anders woher. Ein Mann von sanftem, humanen Charakter und außerordentlichem Gedächtnisse.

Unter diese Freunde in der Nähe des Bodensee's gehört auch vorzüglich der Freyherr J. H. von Wessenberg in Constanz. Es ist schon zwanzig Jahr und mehr, daß er eines Abends auf der Durchreise mich besuchte, und seitdem dauerte, ja steigerte sich die gegenseitige Liebe und Achtung immer fort, mündlich und briefwechselnd. Er verehrte mir seine christlichen Bilder und anderes, schickte mir seine kleineren Gedichte zu kritischer Uebersicht, lud mich zu sich ein und gewährte mir mehrere Tage in seinem Hause angenehme Stunden; führte mich auch nach Meinau und auf den weitsehenden Thurm bey (Wäldi?), machte mich mit der Ellenrieder bekannt, kurz, er bewies sich in Allem als ein treuer, höchst schätzbarer Freund.

Vertraute Bekannte im Auslande kann ich wenige zählen, weil ich nur wenige Zeit im Ausland war und mich allenthalben nur kurze Zeit aufhielt. — Aus Dresden kam, mir einmahl ganz unerwartet, ein Brief von Ludwig Tieck mit Lobsprüchen über die Molkenkur und noch mehr über den Saly, und mich um Nachrichten von meinen Lebensumständen bittend, die ich ihm gab, und woraus dann der Artikel im Conversationslexikon entstand, den der Herausgeber von mir verlangte. Tieck besuchte mich nachher zweymahl, einen Umweg, wie er sagte, blos um meinetwillen über Winterthur nehmend. — Er fand freylich in meiner Persönlichkeit nicht, was er suchte, und beklagte sich darüber. Ich kann aber nicht helfen; meine zur Natur gewordene Verlegenheit bey Fremden, meinen

Mangel an Umgangssprache und an der dazu erforderlichen kleinen Münze, kann ich nicht mehr ändern, so sehr mich diese Mängel oft leiden machen. Will ich reden, so kommt wenig heraus. Ich muß mich geben, wie ich bin, still und duldend und „das Uebrige Gott überlassend". — Dessen ungeachtet blieb mir seine gute Meinung getreu; er gedachte meiner an mehrern Orten mit besonderer Vorliebe. [1]) —

Mehrere Mahle war ich in dem Bade oder Sauerbrunnen Teinach, wo sich jeden Sommer die verwittwete Königin von Würtemberg mit ihrem Hofe aufhielt. Es war mir durchaus unerwartet und befremdend, daß gleich nach meiner ersten Ankunft die Kammerherrn und Staatsdamen, selbst die Prinzessinnen, mich fast wie einen berühmten Mann aufsuchten, so daß ich mich oft aus Scheu zurückzog. Bald legte sich aber die Neugier, und dann gab sich manch angenehmes Verhältniß, das mir den Aufenthalt erfreulich machte. Bleibendes freundschaftliches Anschließen fand ich vornehmlich bey zwey Personen: bey der Staatsdame Julie von Röder geb. von Mecklenburg. Mancher Morgenspaziergang durch das stille Thal wurde mit ihr gemacht, und jedes Mahl, wenn ich wieder nach Teinach kam, fortgesetzt, manche Briefe von der Heimath aus nach Ludwigsburg geschrieben. Sie besuchte mich mit einer Freundin in Winterthur, und in Gais trafen wir uns im Jahre 1832 auf altem Fuß wieder zusammen.

Die zweite mehr als gewöhnliche Bekanntschaft war der Graf Mandelslo, gewesener Würtembergischer Minister, den ich jedes Mahl, wenn ich nach Teinach kam, auch daselbst antraf, der viel mit mir umging und mir seine Freundschaft antrug. Ein munterer, gescheider, natürlicher Weltmann, weniger vornehm und steif, als die andern. Gehörte aber nicht zum Hofe der Königin.

---

[1]) Dem Einflusse Tieck's ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß Hegner 1816 zum Mitgliede der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache" (A. Zeune) ernannt wurde. Hegner der ein reges Interesse für Sprachen und namentlich für deutsche Sprache hatte, nahm die Berufung nicht an; ein Beweis, wie sehr er sich scheute, mit Leuten in persönlichen Verkehr zu treten, die er nicht kannte.

In Teinach traf ich auch alle Mahl den alten Regierungsrath v. Knapp, der sich von Anfang bis zu Ende eigentlich an mich hing, und mich immer zu Spaziergängen aufsuchte; ein eigentlicher Spaziermann, seines hohen Alters ungeachtet. Nach Teinach ging er alle Jahre, wohl schon dreißig Mahle, wo er die Ruhe von Geschäften sich wohl bekommen ließ. Ein aufrechter, kalter, rechtlicher und respektabler Mann, der in seinem Fache wohl beschlagen war. Was er mir war, das war seine Frau der Meinigen.

Zu den Würtembergischen Personen, deren freundlicher Gewogenheit ich mich besonders zu rühmen hatte, gehört auch vorzüglich die Frau Herzogin Louis von Würtemberg in Kirchheim unter Teck. Ich traf sie 1823 in Gais an, wo sie mit ihrer Tochter Prinzessin Elisabeth, die Molken trank. Sie nahm vor dem Hause wo sie wohnte, unter freyem Himmel den Caffé (was sie jeden Morgen that), als ich ihr vorgestellt wurde. Die Bekanntschaft war bald gemacht, ich mußte neben sie sitzen und nach ihrem Befehl den Hut aufsetzen. Das geschah die ganze Zeit über. Es war ihr angenehm, wenn ich mit ihr auf dem Platz herumging, und in die Nähe und Ferne, selbst nach dem Stoß heraus, und auf den Gäbaris, wo ich manche seltsame Erzählung aus den höhern Kreisen von ihr hörte, die mir schienen viel Aehnliches mit den niederen Kreisen zu haben.

Nach Tische fuhr sie gewöhnlich aus in einer schlichten Gaiser Chaise. Mehrmals wollte sie mich mitnehmen, welches ich aber öfters ablehnte, weil ich nicht gern fuhr und sehr gezwungen in dem engen Fuhrwerk sitzen mußte. — Ebenso natürlich, wie sie gegen mich war, war sie auch gegen meine Frau und Nièce. — Sie versprach nächster Tage uns zu besuchen, und kam wirklich bald hernach mit der Prinzessin und ihrem Sohn Alexander, den Caffé bey uns zu trinken. — Beym Abschied sagte ich: „Wenn ich oder die Meinigen etwas Unschickliches gesagt oder gethan haben, so nehmen's Eure königliche Hoheit nicht ungnädig. — Trat sie vor mich hin und antwortete: „Wenn ich oder meine Tochter etwas Unschickliches gesagt oder gethan haben, so nehmen's der Herr Rathsherr nicht ungütig!"

Als ich 1824 wieder in Teinach war, schrieb ich meinem vorjährigen Versprechen gemäß an die Frau Herzogin nach Kirchheim, und erhielt sogleich die eigenhändige Einladung, daß sie mich und meine Frau im Schlosse erwarte. — Wir wurden nicht nur leutselig empfangen, sondern eigentlich freundschaftlich aufgenommen, bey Tische neben sie gesetzt, nach Teck gefahren u. s. w. und blieben zwey Tage, wo fast die ganze Zeit uns gewidmet war.

Im Jahre 1827, wo ich mich in Gais aufhielt, mangelte mir ihre interessante Gegenwart sehr. Ich saß oft auf der Bank, wo ich vor 3 Jahren bey ihr gesessen hatte; und da ich von dem Grafen Leutrum, Kammerherr der Königin, hörte, daß die Frau Herzogin in Friedrichshafen wäre, gab ich ihm, der eben abreisen wollte, einen Brief an sie, nebst meinen Versen über das Appenzellerland mit. Schon war ich nach ein paar Tagen zur Abreise gerüstet, und mein Wagen stand schon gepackt vor dem Hause, als ein Brief von Graf Leutrum mir bedeutete, die Frau Herzogin wolle morgen nach Gais kommen und mir mündlich danken. Dem zufolge wurde wieder abgepackt und ich blieb noch drey Tage in Gais, wo die Bekanntschaft mit ihr wieder auf altem Fuß fortging. — Am letzten Nachmittage kam sie noch mit der Prinzessin expreß in unsere Wohnung, um von mir und meiner Frau Abschied zu nehmen, welches von den Kurgästen für eine große Ehre erklärt wurde.

So endigte diese mir nicht nur wichtige, sondern auch sehr nützliche Bekanntschaft mit dieser geistreichen, rüstigen, welterfahrenen, freyen und entschlossenen fürstlichen Freundin. — Bin ich zu umständlich gewesen, so halte man es zu gut, ich hätte noch Manches sagen können. —

Das waren die Freunde und Bekannten außerhalb der Vaterstadt, die jetzt in meinem 75sten Jahre wenigstens noch in meinem Innern leben. Vielleicht sind mir einige andere jetzt nicht zu Sinn gekommen; andere habe ich weggelassen, deren intime Annäherung nicht zu dauerndem Umgang erwuchs.

Von meinen Vertrauten in der Vaterstadt mag ich hier nicht reden; ich hätte bald zu viel, bald zu wenig zu sagen; allzu große Nähe gibt nur

einen verworrenen Begriff. — So ist es auch mit den Frauen, deren ich nicht die unbedeutendsten, oder sie mich, angezogen und umgänglich gefunden. O, wie leicht ist Freundschaft mit Weibern erhältlich?" —

Obgleich Hegner mit diesen Charakterzeichnungen den Kreis seiner Freunde abgeschlossen erklärt, erlaube ich mir noch einige andere hier anzuführen, und zwar namentlich die vaterstädtischen.

Ludwig Uhland war dem stillen Mann zum Frieden durch seine Gedichte und durch die Sammlung von Volksliedern bekannt geworden, sein Freund David Heß, der kurz nach dem Erscheinen von Martin Usteri's Dichtungen den Besuch des schwäbischen Dichters bekommen, hatte ihm die Freundlichkeit und Einfachheit desselben gerühmt. Als Hegner im Jahre 1837 im Bade Ueberlingen weilte, schreibt er in seinem Tagebuche vom 30. August: „Vorzüglich angenehm war mir die kurze Bekanntschaft mit dem Dichter Uhland, der die Bescheidenheit selbst ist." —

Den Uebergang zu den vaterstädtischen Freunden bildet am zweckmäßigsten der Schriftsteller J. C. Appenzeller, der Verfasser der Wendelgarde, Gertrud von Wart u. s. w. Appenzeller wirkte mehrere Jahre als Lehrer in Winterthur, dann als Pfarrer in Brütten ganz in der Nähe, bis er endlich als Pfarrer und Gymnasialrektor nach Biel berufen wurde. Er hatte in allen Verhältnissen — und deren hatte der Mann viele und schwierige durchzukämpfen — an Hegner einen aufrichtigen Freund, der ihm mit Rath und That, wo es nöthig war, unter die Arme griff und auf vertrautestem Fuße mit ihm lebte. Gemeinsamer Aufenthalt in Gais, heitere gemeinschaftliche Ausflüge nach Zürich und ähnliche Ergötzlichkeiten führten die Freunde vielfach zusammen und gaben dem sprudelnden Humor Hegner's häufige Gelegenheit, sich Luft zu machen. So stellte er (1812) den Freund dar:

„Macht gern Besuche in Städten,
Schläft gern in feinen Betten,

Wünscht, daß man ihn lade
Zur Chokolade,
Setzt sich in schöne Wagen
Mit Wohlbehagen,
Auf eine Schüssel Fische
Kömmt er gern zu Tische,
Hält nicht's für gesunder,
Als Burgunder;
Macht alles mit bei fröhlichen Mahlen,
Nur nicht das Zahlen."

Die Sentimentalität, welche Appenzeller in seiner „Bertha" in übervollem Maße spielen ließ, wird abgethan in den Versen:

„Wo der Empfindung Bächlein rann,
Ließ ich mir gerne winken;
Allein hier ist ein Ozean,
Beinahe zum Ertrinken."

Der Wahlspruch, den Hegner hatte: „Schneider, oder Oberamtmann, oder Baron ist all Eins, wenn's nur erträgliche Leute sind," läßt erkennen, daß er zu- und umgänglich war, und in der That zählte er in der Vaterstadt der Freunde und Freundinnen viele. Alle seine Mitbürger, welche für Wissenschaft und Kunst Interesse hatten, pilgerten nach dem Hause zum Frieden, um Rath und Urtheil zu holen, wenn es, wie es oft der Fall war, an eigenem gebrach. Da wurde kein größeres literarisches Werk angeschafft, kein Gemälde gekauft, kein Kunstgegenstand eingetauscht, ohne daß der Rathsherr im Frieden das entscheidende Wort dazu gesprochen hatte. Vorzüglich waren aber solche Leute willkommen, die nicht nur kamen um Rath zu holen, sondern auch um geistigen Genuß zu bringen. Der französische Botaniker v. Clairville und seine Frau, die in einem anmuthigen Landhause bei Winterthur lebten; die Stadtpfarrer Hans Konrad Sulzer und Johannes Hannhart, von denen letzterer sich als Schriftsteller unter Anderm durch das Leben Konrad Geßner's hervorgethan und 1818 ein Bändchen Gedichte herausgegeben;

die Pädagogen Andreas Biedermann und Hans Konrad Troll, welche beide auf die Einrichtung und den Gang der vaterstädtischen Schulverhältnisse von maßgebendem Einflusse waren; Ziegler zur Palme nnd Ziegler zum Steinberg waren in der mit Bildern ausgeschmückten Studierstube Hegner's gern gesehene Gäste. Die Maler Schellenberg, Biedermann, Steiner, Troll, Weidenmann suchten die Gunst und Empfehlung des kunstverständigen Mannes; welcher auch mit auswärtigen Künstlern, wie Diogg, Ludwig Vogel, Anton Graff u. s. w. in regem Verkehre stand.

Eines ganz besonderen Zutrauens erfreute sich Hegner bei seinen Kollegen im Stadtrathe, aus dessen Berathungen kein wichtiges Aktenstück hervorging, welches den besonnenen Mann des Friedens nicht zum Verfasser gehabt. Selbst in untergeordneten Geschäften holte sich der Stadtschreiber Rath und Hilfe bei dem sprachengewandten und geschäftstüchtigen Verfasser der Molkenkur. Wurde ja doch in Winterthur fast keine Festrede von Stapel gelassen, welche nicht vorher dem hülfreichen Rathsherrn zum Mindesten zur Korrektur vorgelegt worden war. Solche Dienstleistungen wurden häufig von Hegner's Verwandten in Anspruch genommen, so auch von seinem Neffen Jonas 1798. Dieser wollte sich nämlich mit einer Cousine verheirathen, also eine Ehe eingehen, welche in diesem Verwandtschaftsgrade nach den alten züricherischen Gesetzen verboten war. In den Zeiten der helvetischen Republik war Vieles erlaubt, was früher mit empfindlichen Strafen bedroht war. Warum sollte dieß nicht auch der Fall in dem fraglichen Ehebündnisse sein? Um Gewißheit zu erlangen, mußte der Regierungsstatthalter um seine Erlaubniß angefragt werden, und wer konnte eine solche Anfrage besser in Schrift stellen, als der Oheim im Frieden? Hegner legte seinem Neffen zwei Entwürfe, die in Form und Inhalt der Sache angemessen waren, zur Auswahl vor; fügte aber noch einen dritten hinzu, mit dem Bemerken, daß, wenn der verlobte Neffe meine, mit einer poetischen Epistel das Herz des gestrengen Regierungsstatthalters eher erweichen zu können, er diesen dritten Entwurf abgehen lassen sollte. Derselbe lautet:

„Ihr wisset wohl, Bürger Statthalter, es streben
Bräutigam und Braut nach dem ehlichen Leben,
Und da ich schon lange ein Bräutigam bin,
Geht auch mein heißes Verlangen dahin.

Zwar lange schon wär' ich in's Eh'bett geschritten,
Aber da half nichts all' mein Flehen und Bitten,
Und immerhin hieß es: Alles en vain
Sie ist cousine und du bist cousin.

Da aber die Kenner der neuesten Dingen
Sagen, nun möcht' es in Aarau gelingen,
So bitt' ich Euch, schreibt, was geschrieben sein soll,
Adieu, Bürger Statthalter, und lebet recht wohl!" [1])

Noch bevor Uhland durch sein: „Singe, wem Gesang gegeben!" seine fröhliche Bewilligung an die Dichter der niederen Welt ertheilt hatte, trillerte und zwitscherte und schnarrte es durch die Wäldchen um und in Winterthur, daß es eine Freude war, und all' diese Stimmen widerhallten an den vier Wänden von Hegner's stillem Zimmer. Namentlich war das Pfarrhaus in Embrach eine wahre Dichterherberge von Johann Jakob Schweizer an, der in den Zeiten der helvetischen Republik mit einer wahren Berserkerwuth über die revolutionären Ideen und ihre

---

[1]) Hegner wohnte den Vermählungsfeierlichkeiten bei; dazu bedurfte er des Urlaubs als Kantonsrichter. Gugolz, der Präsident dieses Gerichtes, ein Mann, dessen praktischen Verstand und redliche Gesinnung Hegner in den schmeichelhaftesten Ausdrücken lobt, ertheilte ihm denselben in folgendem Briefe:

„Werthister Fründ!

Wie könte ich es verantworten einer Schönen Braut, den Segen Ihres Lieben oncles zu entziehen; Reisen Sie also Glücklich Aber am Donstag wünschte Sie wider zu haben, den Es komt eine wichtige apelation, wobey wir Sie Höchst nöthig haben. Bis dahin wünsche Ihnen angenehmen aufenthalt und verbleibe mit Gruf und

Achtung

Dero Fründ

d. 5 9bris (1798). Gugolz."

Träger seine poetische Geisel schwang, bis auf den edlen Sänger der Enkel Winkelried's, Salomon Tobler. Zwischen diesen beiden gewaltigen Eckſäulen stützte den Embracher Musentempel ein Pfarrer Müller, der beide — wie ich vermuthe — an der Zahl der Dichtungen bei weitem übertraf. Der gute Dorfpfarrer hatte mit Zeit und Weile acht Bände Gedichte zusammengeschrieben und an Hegner geschickt, damit dieser durch eine kritische Sichtung das Werthvolle und Druckwürdige ausscheide. Als Gabe des Wohlwollens war der Sendung ein pfarrhäuslicher Schinken beigelegt. Mit dem Ausrufe: „Welche Zumuthung und welche Arbeit!" machte sich Hegner an's Werk, und als er es endlich zu Stande gebracht, schrieb er in sein Tagebuch das Urtheil:

„Reich ist dein Dichter-Garten
Von Blumen aller Arten;
Doch kann ich's nicht verhehlen,
Geschmack scheint dir zu fehlen."

„Hätte ich das nur schon beigebracht!"

Es herrschte einige Tage Noth im Kopfe des friedfertigen Kritikers, bis er sich endlich entschloß, dem dichtenden Pfarrherrn in einem längeren Briefe seine Ausstellungen offen darzulegen und sorgfältigere Ausarbeitung anzuempfehlen. Aber wie konnte diese bittere Pille versüßt werden, und — der Schinken? Doch wozu hat man den köstlichen Wein von 1811 im Keller! Rasch wird eine Flasche des edlen Nasses dem geistlichen Schinkenspender zugeschickt mit den Versen:

„Ein Pfarrer und ein Dichter,
Welch' glücklich Loos verspricht er!
Ihm blüht sein Dichtergarten
Von Blumen aller Arten,
Und in dem Schornstein winken
Bei Duzenden die Schinken;
Auch läßt sich Wein, vom Guten
Bei'm Dichter stets vermuthen;

Doch wag' ich's dem Poeten
Vom Nektar des Cometen
Zu senden eine Gabe,
(Klein, weil ich nicht viel habe,)
Damit bei dem Getränke
Er eines Freunds gedenke. —"

Der Eifer that die ausgesprochene Wirkung; der Pfarrherr von Embrach gedachte seines Freundes und schickte kaum eine Woche später abermals vier Bände Gedichte, die jedoch nach kurzer Durchsicht von Hegner dem Autor wieder zugestellt wurden. Müller fand für seine poetischen Ergüsse keinen Verleger; sie blieben ungedruckt. Ob die literarische Welt dadurch zu Schaden gekommen, möchte ich bezweifeln, denn Hegner nennt dieselben „Reimereien, von denen bei allem Reichthum an Einfällen, bei aller Munterkeit des Geistes nicht Eines correct genug zum Druck ist." Das Schlimmste bei der Sache war wohl, daß der Pfarrer das nicht erhielt, was er gehofft und was uns Hegner in den Worten verräth: „Er möchte gern Geld und schönen Dank!"

Einen ganz besonders kräftigen Schluck aus der kastalischen Quelle hatte ein Bürger von Winterthur, Johann Heinrich Sulzer, gethan. Derselbe war seines Zeichens ein Kaufmann und besaß in der Stadt das stattliche Haus zum Silberberg, und in der Nähe ein Landgut, den Vogelsang, und machte in seinem sechzigsten Jahre die Entdeckung, daß die in unsern Tagen so beliebte „Allmutter Natur" ihn eher für den letzteren, als für den ersteren bestimmt habe. Da er während einer Krankheit dieser seiner Bestimmung auf die Spur gekommen war und angefangen hatte, Verse zu machen, so kann ein gerechter Zweifel darüber walten, ob ein Trunk aus der kastalischen Quelle, oder ein „Tränkli" aus der Apotheke die Entbindung dieses Naturtalentes besorgt habe, welches Hegner uns in den Versen vorführt:

„Zuerst war ich ein Kauf=
Mann und Poet darauf."

Aber der kranke Mann im Vogelsang dichtete fort, und dichtete immer weiter, und Hegner hatte in seiner Gutmüthigkeit kaum den ermunternden Zuruf an ihn ergehen lassen:

„Im Vogelsang der Dichter singt,
Im Silberberg der Thaler klingt;
Wer wünschte nicht, zu leben lang
Im Silberberg und Vogelsang!"

als er auch erfahren sollte, welch' ein Unglück er gegen sich heraufbeschworen hatte. Da halfen keine Ermahnungen, keine belehrenden Winke; denn der „Versifex hatte mit andern Poeten die Eigenschaft gemein, daß er seine Arbeit hochschätzt und verbreitet". Hegner war das Opfer seiner Gutmüthigkeit; er mußte, oder sollte jede Woche einige Hundert Verse des unermüdlichen Vogelsängers lesen. Aber vor dem Regenstrom aus Felsenriffen, der mit Donners Ungestüm daherkommt und dessen Güssen Bergestrümmer folgen, hält auch eines Hegner's feste Geduld nicht Stand; hatte doch der an die Elle gewohnte Dichterling, dessen Verse in der Regel „nur in dem letzten Consonanten reimten", in dem Zeitraum von zehn Jahren gesammelte Werke von achtundvierzig Bänden oder Bändchen mit über 400,000 — sage in Worten: Viermalhunderttausend — Versen auf gräßlich hinkende Füße gestellt. Erst als der gewaltige Strom seinen Ablauf in das Winterthurer Wochenblatt genommen und hier ein nicht undankbares Publikum gefunden hatte, fand Hegner seinen lieben Frieden im Frieden.

Andere Dichter, welche sich mit Hegner über poetische Versuche beriethen, waren: Der Konrektor Hegner, Hans Heinrich Sulzer zur goldenen Traube, der fromme Pfau zum Baumwollenbaum und sogar der „Züribott" Hirzel. Ich begnüge mich, nur die Namen dieser ehrenwerthen Männer anzuführen, um die oben ausgesprochene Behauptung von dem Trillern und Zwitschern im Wäldchen von Winterthur mit positiven Thatsachen zu belegen. Unter den poetischen Freundinnen Hegner's treten besonders zwei hervor: Frau Esther Schellenberg-Bidermann, die Verfasserin von „Ein Tag aus Ursula's Leben", der „Erinnerungen an

U. Hegner" und zahlreicher lyrischer Gedichte, welche in den verschiedenen Jahrgängen der „Alpenrosen" Aufnahme fanden; und Frau Luise Ziegler-Sulzer, die u. a. eine schöne Cantate „An die Ewigkeit" dichtete, welche von Hildebrand in Musik gesetzt wurde.

Ich kann den biederen Mann im Hauskäppchen nicht verlassen, ohne der vielfachen Besuche zu erwähnen, welche er von seinen Pathen und Pathinnen empfing. Wandernde Handwerksgesellen, die mit Hegner in solchen Verhältnissen standen, richteten aus weiter Ferne in ihren Nöthen ihre Bitten an den „Herrn Götti", der nicht nur freudigen Herzens entsprach, sondern auch mit besonderer Sorgfalt solche Briefe aufbewahrte. In der Form und dem Inhalte zeichnen sich diese Briefe dadurch aus, daß ihr Schreiber sich eng an die Schablone der Schule und ihre Lehrmittel hielt, die ausschließlich religiösen Inhaltes waren. Zugleich ist nicht zu verkennen, daß auch die Sprache der Fremde ihren Einfluß übte, und manchmal tritt sogar die Vermuthung nahe, als ob „der gute Mosel- und Rheinwein" Etwas geweckt habe, was man in höheren Kreisen Poesie und Begeisterung nennt. Daß Hegner solche Briefe unter denen seiner übrigen Freunde aufbewahrt hat, beweist, daß er denselben einen besonderen Werth beilegte; sie zeigen, wie treu Hegner an einer Lehre hielt, die er sich selbst und Andern in den Worten gibt: „Gib dich mit der Einfalt ab, aber mit der Dummheit nicht!" — Diese Lehre ist wiederum einer der vielen Ausflüsse, welche er seinem, dem Horaz entnommenen Wahlspruche öffnete: « Vivitur parvo bene » (Es lebt sich bei Wenigem glücklich)! Ein großer Theil dieser Besuche hatten den Zweck, die Grenzen der Freigebigkeit des „Herrn Götti" zu erforschen, und diese zogen sich häufig weit über die gewohnte Sitte hinaus.

III. Zur weiteren Charakteristik Hegner's.

Motto: Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
Um Nahes zu finden;
Und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
Um Licht anzuzünden.

(Bodenstedt 1001 Tag.)

Wenn man Hegner's Hang zur Einsamkeit ausschließlich als ein Erzeugniß der häuslichen Erziehung darstellt, so begeht man einen Fehler, der mehr an Oberflächlichkeit, als an Einseitigkeit grenzt. Denn die häusliche Erziehung erwies sich nicht stark genug dem inneren Drange gegenüber, dem der junge Student der Heilkunde fast unwillkürlich folgt. Er lernt reiten und fechten, er steuert einen Kahn und gibt sich dem fröhlichen Treiben auf der Eisbahn hin; er studirt daneben fleißig, nur nicht das, was er soll, sondern die Werke der klassischen Literatur und Kunst, die er schon frühe, ohne daß die häusliche Erziehung es beabsichtigte, bewundert hatte; mit andern Worten: seine natürliche Veranlagung durchbrach die Schranken, welche ihm die häusliche Erziehung gesetzt hatte. Dieser fügt er sich wider Willen, und legt von diesem seinem inneren Zustande ein glänzendes Zeugniß ab in der Abhandlung „über das Wahre in der Heilkunde", welche zwar von der Fakultät nicht angenommen wurde, aber schon in der Ueberschrift die Leiden verräth, mit denen sich Hegner den Doktorhut erkauft hatte. „So kam ich, erzählte er, als graduirter Doktor nach Hause, welche Würde mich aber nicht stark drückte, ob sie gleich damals noch mehr sagen wollte, als heut zu Tage, wo jeder Bartputzer sich so nennen läßt und selbst der Wasenmeister Doktor titulirt wird —." Heimgekehrt tritt der Gehorsam gegen den Vater wieder in sein Recht, und der Sohn trägt zwei schwere Jahre lang das Joch der medizinischen Praxis bis zum Tode des Vaters. Von da aber folgte er seiner inneren Anlage, welche ihm die neue Laufbahn eines Landschreibers der Grafschaft Kyburg anfänglich ganz unerträglich machte, bis er die Grübeleien über seinen Seelenzustand und seine Geisteskräfte von sich warf und sich mit aller Macht in die Geschäfte stürzte. Dasselbe war bei seiner Stelle als Kantonsrichter der Fall, in welcher er große An=

erkennung seiner Bestrebung und Leistungen erntete. Nirgends fehlte ihm der Muth und die Fähigkeit, seine Gedanken und Ansichten bestimmt und klar auszudrücken; von Schüchternheit ist keine Spur vorhanden, als er im Auftrage der Vaterstadt mit dem Direktorium in Bern wegen der Beraubung des Winterthurer Zeughauses mündlich verhandelt. Aber innere Befriedigung findet er in diesen Stellungen nicht, weil sie ihn zu sehr aus sich heraus führen, weil er sein besseres Selbst dabei zu verlieren fürchtet. Aus den gleichen Gründen legte er schon nach einem Jahre die Stelle als Mitglied des kleinen Rathes von Zürich nieder, obschon ihm sein Freund Meyer von Knonau mit einer ausgezeichneten Geschäftskenntniß die hilfreiche Hand bot. Und wenn er als Mitglied des großen Rathes länger ausharrte, so geschah das auf den ausdrücklichen und wiederholten Wunsch seiner Mitbürger; seine häufige Abwesenheit in dieser Behörde beweist jedoch, daß er sich auch da nicht am rechten Platze befand.

Wie ganz anders gestaltete sich seine Stimmung, wenn die Erfüllung seiner Amtspflichten eine verwandte Saite in seinem Inneren in Bewegung setzte, wie freut er sich, wenn er in seiner Stellung als Friedensrichter berichten kann, daß er von 126 Streitsachen 120 gütlich ausgeglichen und nur 6 an den Civilrichter gewiesen habe, oder wenn er als Mitglied des Stadtrathes dem herrschenden Geiste entgegen seine wohlgemeinte Ansicht durchsetzen konnte. Aber alles dieses kam entfernt dem Genusse nicht nahe, welchen er empfand, wenn er auf der Jahresversammlung des schweizerischen Kunstvereins in Zofingen, seine Ansichten „über Kunst und Künstler“ unter dem Beifalle der Anwesenden entwickelt hatte, oder wenn er in kleineren Kreisen gleich gestimmter Freunde dasselbe Thema besprach, oder sich in der Beurtheilung vorliegender Kunstwerke ergieng. Wie leicht Hegner überhaupt in persönlichen Verkehr zu ziehen war, davon giebt der vorhergehende Abschnitt manch treffendes Zeugniß.

Hegner hatte von seiner Mutter die kräftige Leibesbeschaffenheit geerbt, die ihm ein hohes Alter verhieß, gleich dem Großvater von mütter-

licher Seite, der das 87. Lebenjahr erreichte. Dabei bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß er, wie er selbst erzählt, bei jedem Gewitter eine unheimliche Angst fühlte, die er zwar äußerlich nicht merken ließ, die ihn aber schon beim Herannahen eines solchen Naturereignisses für jede Beschäftigung unfähig machte.

Seine innere Anlage definirt er uns selbst, an der Schwelle des Mannesalters stehend, in dem etwas unklaren Ausdrucke: „Leer ist es nicht in meinem Kopfe, meine Sinne tragen mir mehr Beobachtungen zu, als ich zu ordnen vermag; alles ist noch eine Wüste, die Finsterniß liegt auf der Tiefe, der schaffende Geist ist noch nicht über mich gekommen.“ Und in seinen späteren Jahren, wo er wieder und immer wieder auf seine geistige Veranlagung zurückkommt, legt er seine Selbstbeurtheilung in den Worten nieder: „Zum stillen Beobachten war damals schon mein Geist gestimmt und ist es jetzt noch. Ich ging aber nie darauf aus, eigenthümliche Züge mit Anstrengung aufzusuchen, denn dabei kommt, außer in physikalischen Dingen, wenig heraus, sondern ich beobachtete, weil ich gleichsam mußte und die Wahrnehmungen sich mir von selbst aufdrangen. Dadurch gelangte ich zu einem Reichthum von Anschauungen und Erfahrungen, die ich aber in mir verschloß, ohne sie auf das praktische Leben, wie ich sollte, anzuwenden. Dieses Anschauungsvermögen hat jedoch, wenn man sich ihm zu sehr hingibt, oft den Nachtheil, daß es uns mit dem Gegenstande, worin wir uns betrachtend verlieren, zu sehr assimilirt und uns damit das Gefühl eigener Selbständigkeit pro tempore (zeitweise) raubt.“ — Diese zwei Zeugnisse über sich selbst geben uns Aufschluß, warum ihn das Studium der Heilkunde nicht ansprach, und warum er die Stille und Zurückgezogenheit für sich als Lebenselement so hoch hielt; er vermochte nicht sich mit einfachen Thatsachen zu begnügen, dagegen sträubte sich die tief in seinem Geiste liegende Richtung auf Betrachtung (Contemplation). Wie er von der Einsamkeit dachte, spricht er aus in den Worten: „Einsamkeit war mir von jeher erwünscht, wenn ich ein gutes Buch oder Arbeit hatte, ohne das unerträglich; denn Langweile führt auf Abwege.“

Arbeit bedurfte also Hegner, um die Einsamkeit ertragen zu können, und Arbeit wußte er sich viele und vielerlei zu schaffen. Abgesehen von seinen schriftlichen Arbeiten, die sechs stattliche Bände füllen, bezog sich seine Thätigkeit zunächst auf eine ausgedehnte Lektüre. Dieselbe umfaßte die Werke des griechischen und römischen Alterthums, die Chorführer der schönen Literatur Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands; in ihren Bereich fielen die Schriften von Spinoza und Kant, von Voltaire und Rousseau, das Système de la nature und die übrigen Erzeugnisse der Encyklopädisten. Einer ganz besonderen Gunst erfreuten sich die Bücher von Thomas a Kempis, von Zinzendorf, von Jung-Stilling, von Jakob Böhme und die Bibel, weil sie der Stimmung Hegner's mehr entsprachen, als die materialistische Weltanschauung jener Vorläufer der französischen Revolution. Dem Zeitunglesen konnte er nie einen Geschmack abgewinnen, und nahm er einmal eines der Tagesblätter zur Hand, so warf er es nicht selten weg mit einem Ausrufe des Aergers und des Mißmuthes, wie z. B.: „Verruchte Lügen, gewissenlose Sophistereien politischer Parteiungen, Beschönigung des Schlechten, Verunglimpfung des Guten, Verwirrung des Einfachen ꝛc. findet man heut zu Tage in den Zeitungen"; und mit dem Wunsche: „Wie wünschbar wäre jetzt eine Zeitung des Friedens, d. h. die nur friedliche und menschliche Gesinnungen aufnähme. Ebenso ein humaner Kalender von wohlthätigen liebenden Handlungen und Treue und Glauben." Cum libello in angello (mit einem Buche in einer Ecke) wußte er sich nach solchen aufregenden Augenblicken stets wieder zn beruhigen. Auf allen Spaziergängen, auf Ausflügen in die Nähe und Ferne war ein Buch sein steter Begleiter.

Was in seinen schriftstellerischen Werken niedergelegt ist, ist nur ein Theil dessen, was er in Schrift verfaßt hat. Im Weiteren finden wir ihn in sprachlichen Studien; bald schreibt er Ergänzungen zu Stalder's schweizerischem Idiotikon, oder zu Kirchhofer's Sprichwörtersammlung; bald trägt er die Worte und Redensarten zusammen, welche die straßburger Mundart mit der schweizerischen gemein hat, bald die Fluch- und

Verwünschungsformeln, welche im Kanton Zürich herrschen, und wieder ein ander Mal beschäftigt er sich mit lateinischen Nachbildungen der Sprichwörter des Bischofs Wippo[1]). Dem ganzen Hegner begegnen wir wieder in der Art und Weise, wie er dem Nosce te ipsum (Erkenne dich selbst) nachging. Da fing er damit an, daß er Alles verzeichnete, was er gern oder ungern sah, hörte u. s. w., was ihm Schmerz und Unruhe verursachte und was ihn tröstete[2]). Ich versage mir, eines der langen Verzeichnisse solchen Inhaltes mitzutheilen, um jedoch meinen Lesern einen Begriff zu geben, mit welcher Ausführlichkeit dabei zu Werke gegangen war, wähle ich eine andere Betrachtung, welche zur Charakteristik ihres Verfassers viel Treffendes enthält.

---

[1]) Was Hegner in dieser Hinsicht leistete, mögen folgende Beispiele beweisen:

Proximum non judicabis,
Sic in pace te servabis.

Facies amabilis
Virtute fit durabilis,

Qui donat vultu sereno,
Apparet ut Deus egeno.

Raro conventus regum
Fit pro salute gregum.

In via decori
Occurres honori.

Inquisitio catholica
Inventio diabolica.

[2]) Am Schlusse eines solchen Ganges durch das eigene Innere sagt er: „Das sind keine großen Gedanken, würde mancher sagen, der dieselben läse. — Nein, wahrhaftig nicht, antworte ich, aber Anschauungen und Empfindungen eines kleinen, friedlichen, ruhigen Lebens. Ueber was soll ich nachdenken? Wie die zerrissene politische Welt wieder zu flicken sei? — Das weiß ich schon: durch Treu und Glauben. Welches das beste Moralprinzip sei? — Das ist mir auch schon gesagt: Je reiner, je besser! Wenn ich's nur befolgte! Wie ich reich werden könne? — Ich habe genug. — Wie ich mir Ehre erwerbe? — Ehre sei Gott in den Höhen! — Wie ich an Kenntnissen zunehmen könne? — Ich habe kein Gedächtniß. — Wie ich selig sterben könne? — Das läßt sich hören.

„Die Lüge."

„Alle Menschen sind Lügner, spricht der weise König Salomon, und er scheint nicht ganz unrecht zu haben, wenn man die mancherlei Arten von Lügen bedenkt:

Man lügt aus Höflichkeit, — im Umgang und in Briefen.

Man lügt aus Eitelkeit, — um sich bemerkbarer zu machen, als man ist. — Coquetterie.

Man lügt aus Neid, — da man Beglücktere verkleinert.

Man lügt aus Haß, — um dem Feinde zu schaden.

Man lügt aus Leichtsinn, — wenn man nachtheilige Gerüchte schnell nacherzählt.

Man lügt aus Charakterschwäche, — indem man der Lüge zulächelt, weil man ihr nicht zu widersprechen wagt.

Man lügt aus Vorliebe, — wenn man den Narren an etwas gefressen hat.

Man lügt aus falscher Scham, — um nicht lächerlich zu erscheinen.

Man lügt aus bösem Gewissen, — um sich zu entschuldigen.

Man lügt in Anekdoten, — um sie anziehend zu machen.

Man lügt in Reisebeschreibungen, — indem man die Gegenstände schöner oder häßlicher darstellt, als sie waren.

Man lügt in Autobiographieen, — um die Wirkung zu verstärken.

Man lügt auf der Kanzel, — wenn man öffentlich anders lehrt, als die geheime Ueberzeugung ist.

Man lügt im Ehestand — über dieß und das und allerhand.

Man lügt im Bettel — durch Verstellung.

Man lügt in Trostgründen, — wenn man aus guter Meinung mehr sagt, als man glaubt.

Man lügt in Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, — das lehrt die Weltgeschichte.

Man lügt in Superlativen, — gewöhnlich.

Man lügt in der Arzneikunst, — indem man mehr zu verstehen gibt, als man weiß.

Man lügt in den Apotheken — durch Qui pro quo und durch Conti.

Man lügt im Handwerk — durch Versprechen und nicht halten und durch schlechte Arbeit.

Man lügt in politischen Eidschwüren, — indem man diese Eide gewöhnlich so lange hält, als sie conveniren.

Man lügt in der Kunstliebhaberei — durch Taufen.[1])

Man lügt in allen Systemen, — weil man auf Hypothesen baut.

Man lügt in der Handelschaft — mehr, als irgendwo.

Man lügt auf dem Throne — gegen das Volk.

Man lügt im Volke — gegen den Thron.

Man lügt in Aristokratieen — unter dem Vorwande des allgemeinen Besten.

Man lügt in Demokratien — aus Parteigeist.

Man lügt in der Freundschaft, — indem ihre feurige Unsterblichkeit nicht Stich hält.

Man lügt im Briefwechsel — wenigstens aus Courtoisie.

Man lügt in Bildern, — die nicht passen.

Man lügt im Leihen und Borgen — durch Ausflucht.

Man lügt in Prozessen — durch die Advokaten.

Man lügt in Auflagen,[2]) — wenn man das Bedürfniß höher anschlägt, als es ist.

Man lügt in Abgaben,[3]) — weil man sich ärmer ausgibt, als man ist.

Man lügt als Richter — favor juris (günstige Auslegung des Rechtes).

Man lügt als Bestrafter, — weil selten einer sagt, es sei ihm Recht geschehen.

Adhuc multa supersunt et copiosa abundat rerum varietas (Noch ist Vieles zu erwähnen und eine überreiche Fülle von Ursachen und Zwecken bleibt übrig). Aber es ist an dem schon genug um zu zeigen, was wir für ein Geschlecht sind."

---

[1]) d. h. dadurch, daß man ein Kunstwerk einem Künstler von großem Namen zuschreibt.

[2]) d. h. in Besteuerung, die von oben herab auferlegt werden.

[3]) d. h. bei der Selbstschätzung des eigenen Vermögens.

Doch das ist noch lange nicht die ganze Arbeit, die unsern Hegner im Hauskäppchen in Anspruch nahm. Häufig kommen Pakete von Holzschnitten und Kupferstichen, die er von auswärtigen Kunstliebhabern oder Händlern erkauft hatte; da werden denn die einzelnen Blätter aufgezogen überschrieben und in die schon vorhandene Sammlung eingeordnet. In seinem Zimmer hingen an den Wänden 149 Bilder in Rahmen und unter Glas seine Lieblinge; an dieselben durfte keine ungeschickte Hand sich wagen, darum reinigte er selbst jedes Jahr mehrmals die Rahmen und Gläser, und das brachte ihm eine unausweichliche Arbeit von mehreren Tagen. Zeitweise treffen wir ihn in seinem mit Epheu ausgezierten Hofe mit Holzspalten beschäftigt, einer Arbeit, mit welcher er der drohenden Fettleibigkeit entgegen zu wirken suchte. Seine Liebe zur Kunst brachte ihn in einen ausgedehnten mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Künstlern, Kunstfreunden und Händlern, durch welchen die Korrespondenz mit seinen zahlreichen Freunden nicht unwesentlich erweitert wurde. Unter den Händlern, welche sich schon vor der helvetischen Revolution an ihn herandrängten, zeichnet sich ein Franzose Taillefer von Moyenvic aus und wäre das derselbe Mann, den uns H. Taine in seiner Geschichte der französischen Revolution (Révolution III, p. 241)[1]) vorführt, so wußte man, daß die Beutestücke aus der Plünderung der Schlösser des französischen Adels ihren Weg bis nach Winterthur fanden. Später beförderte der Jude Dedelbach aus Gailingen diesen Theil des Kunstverkehrs und besuchte häufig den stillen Mann im Frieden; denn dieser war zwar ein äußerst sorgfältiger Käufer, aber er bezahlte gut und prompt, wenn ihm Etwas gefiel. Als Verkäufer war er freigebig, sogar verschwenderisch, indem er Dinge von Werth, die ihm nicht mehr zusagten, dem eifrigen Hebräer schenkte, welcher selbst den Vertrieb von christlichen Taufbecken übernahm und das Sabbatgebot außer Acht ließ, wenn es sich darum handelt, ein vortheilhaftes Geschäftchen im Frieden abzuschließen.

Bisweilen erinnerte sich Hegner, daß er einmal die Heilkunde studirt hatte; und dies geschah jedesmal, wenn ihn Unwohlsein befiel. In allen

---

[1]) Man vergleiche den Artikel **Taillefer** in **Biographie nouvelle des contemporains par Arnault etc. Paris 1825.**

solchen Fällen wurde der Arzt herbeigerufen; aber kaum hatte derselbe seine Ansicht über das Wesen des Uebels ausgesprochen und seine Verordnungen getroffen; so ging der Patient an ein Nachschlagen in seiner medizinischen Bibliothek, nicht sowohl um sich eines weitern zu belehren, als vielmehr aus Mißtrauen über „das Wahre in der Heilkunde“ Es kam darum nicht selten vor, daß das vom Arzte verordnete Mittel einfach bei Seite gestellt und die Heilung des Uebels der kräftigen Natur überlassen wurde. In besonders hartnäckigen Fällen wurde die Hilfe anderswo gesucht. Es lebte bei Pfungen im Rumstall eine gewisse Verena Benz, Rain-Vre genannt, und diese stand im Geruche, durch Mittel der Sympathie alle Krankheiten heilen zu können. Sie hatte manchen heimlichen Besuch in das Haus zum Frieden an der Marktgasse in Winterthur zu machen, und wurde von dort an Freunde sogar in der Ferne empfohlen. Seine Zähne zog sich Hegner fast alle selbst aus, und war mit dieser Arbeit in seinem siebzigsten Jahre glücklich zu Ende; eigener Verordnung folgend, ließ er sich bis in sein letztes Lebensjahr jährlich zweimal schröpfen und jedesmal, wie er sagt, mit dem besten Erfolge. Das häufige Unwohlsein läßt sich wahrscheinlich daraus erklären, daß er die Freuden der Tafel liebte und bei den häufigen Familienfesten und offiziellen Mahlzeiten Gelegenheit fand, seinem Körper eine überreiche Nahrung zuzuführen, die bei der größtentheils sitzenden Lebensweise auf denselben eine nachtheilige Wirkung übte. Zudem trank er gern als Winterthurer sein Glas vaterstädtischen Weines, welchen ihm der eigene Weinberg in vorzüglicher Güte lieferte. Sein Freund David Heß glaubte ihn (1834) vor dem neuen Weine warnen zu sollen; aber da kam er schön an. „Gut gemeint, aber ein hypochondrischer Impetus,“ schreibt Hegner in sein Tagebuch, und in seiner Antwort an den Dichter der Badenfahrt beschwert er sich „über den ungebetenen Rath an einen alten Mediziner und 77jährigen Greis, der doch wissen sollte, was ihm gut thut.“

Eine kleine Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, war im Stande, ihn für ganze Tage zu verstimmen, zur Arbeit unfähig zu machen und selbst

seine Nachtruhe zu beeinträchtigen. Wurde ihm von ungeschickter Hand etwas an seinen Kunstschätzen beschädigt, da konnte er wild aufbrausen und in seinem Zorne Ausdrücke gebrauchen, die ihm in ruhigen Augenblicken leid thaten und ihn zur Versöhnlichkeit stimmten. Nachtragen konnte er nichts.

Der Ausspruch Hegner's, daß Langeweile auf Abwege führe, hätte unter Umständen seine kitzliche Seite, wenn er nicht an einer andern Stelle des Tagebuches sich näher erklärte. Da schreibt er: „Langeweile, die mir nachmittags allen Muth und Kraft raubte. Keine Ideen zu hören und auszutauschen, nur immer an seinen eigenen Gedanken zu nagen, ist ein drückender Zustand; Bücher thun es auch nicht. Indessen ist es doch besser, als gar keine Gedanken zu haben und in den Tag hinein halbthierisch zu plaudern und zu leben." Das Bedürfniß nach geistig ebenbürtiger Gesellschaft zum Austausche von Ideen war also das Drückende, das die Langeweile, ein dumpfes Gefühl des unbefriedigten Geistes, erzeugte. Und es war in der That schwer, bei den herrschenden Verhältnissen dem Uebel eintretenden Falles vorzubeugen, oder auszuweichen. Es wurden Besuche gemacht und Besuche empfangen; leider brachten aber nur wenige, was man von ihnen gehofft. Die Familienanlässe, welche sich in stereotyper Form abwickelten, brachten keine oder nur geringe geistige Anregung. Die Gesellschaft von Mitbürgern, welche Hegner wöchentlich und regelmäßig besuchte, besprach den Gang der Geschäfte, verhandelte Stunden lang über die Güte und den Preis des selbstgeernteten Weines, oder erging sich im leeren Klatsche über Stadtneuigkeiten; sie bot also wiederum keine Erholung. Hatte dann gar, wie es von Zeit zu Zeit geschah, die Politik ihren Erisapfel in diesen Kreis geworfen, so gerieth der stille Mann des Friedens in hellen Zorn über „den Zank der politicorum, horum, harum, horum, omnia plena stultorum, und kehrte mißmuthiger in sein Kämmerlein zurück, als er gekommen war. In solchen Umständen findet die Thatsache ihre Erklärung, daß jeder Besuch, der über eine halbe Stunde dauerte, ihm lästig wurde, und daß er „keinen ganzen Abend auch in der besten Gesellschaft zubringen konnte". Ein

geeigneteres Mittel gegen das verhaßte Uebel fand er in seinen Spaziergängen auf die nahe gelegenen Dörfer, in den Schatten des Waldes, oder auf einen aussichtsreichen Punkt, wo der Anblick der Natur seinen Gedanken eine angenehme Richtung gab. Als bestes Gegengift aber erschienen ihm Reisen in die Nähe oder Ferne nach Kurorten oder Sitzen der Kunst, von wo er stets mit neuem Muthe und neuer Energie an die Stätte der gewohnten Arbeit zurückkehrte. Für die Langeweile, welche nach seiner Meinung unausweichlich auch mit dem Aufenthalte an einem Kurorte verbunden ist, fand er reichlichen Ersatz in dem Verkehre mit Fremden, durch welchen seine Ansichten geläutert wurden und sein Horizont sich erweiterte.

Vierzig Jahre hindurch sah man in den besseren Jahreszeiten jeden Abend auf seiner Bank vor dem Hause den „Herrn Rathsherrn" sitzen und seine Pfeife rauchen und kaum hatte er seinen Platz eingenommen, da kamen die Leute aus der Nachbarschaft, ihm Gesellschaft zu leisten und seine witzigen Einfälle zu vernehmen; denn, wenn ihn das abscheuliche Uebel der Langeweile nicht plagte, war er leutselig und zu den buntesten Späßen aufgelegt. Sonst war er lieber in der Nähe von Menschen, als mitten unter ihnen. Mit freundlicher Miene schaute er aus seinem Fenster in die Schaaren von Reisenden, welche sich vor dem nahegelegenen Posthause um die Wagen herumtrieben, oder in das Getümmel des Marktes, das sich durch die Straße wälzte. Eine ganz besondere Anziehung für ihn hatte die Kinderwelt; da spielte sich kein Kindervergnügen, kein Schulfest ab, ohne daß der sonst so ernst drein schauende Herr aus dem Frieden seine Augen an dem Kindergewimmel und der Kinderlust geweidet hätte. Und gar der Herbst! Hegner konnte sich die Weinlese in seinem Rebberge gar nicht denken, wenn der Erntesegen nicht unter Kinderjubel eingeheimst wurde, darum lud er jährlich eine Anzahl Kinder aus der Verwandtschaft und von Bekannten an seinen „Wümmet" und freute sich mit ihnen und an ihnen.

Hegner war ein wohlhabender, ein reicher Mann. Was er von seinen Eltern ererbt und was ihm seine Frau zugebracht, bildete ein

mäßiges Vermögen, welches eine sorgenfreie Existenz gestattete. Im Laufe der Jahre aber waren ihm mehrere Erbschaften zugefallen, auf welche er zum Voraus nicht gezählt hatte, und diese mehrten seinen Besitz; darum pflegte er auch oft zu sagen, nicht er habe das Geld, sondern das Geld habe ihn gesucht. Wie er vom Geize dachte, sagt er in den Worten: „Geiz, der noch nicht zu Laster geworden ist, das heißt: Sparsamkeit, die an Geiz grenzt, macht ordnungsliebend, damit nichts verderbt werde; alt, weil mäßig, um Kösten zu verhüten; friedlich, weil der Krieg Geld kostet; vorsichtig, um nicht geprellt zu werden; arbeitsam, um Geld zu gewinnen; eingezogen, weil das Reisen Geld kostet; liberal (zu Zeiten), um sich zu maskiren u. s. w. Soll man also geizig sein? — Nichts weniger, denn der Geiz ist gleichwol die Wurzel alles Bösen.“ — Sicherlich sind die einzelnen Sätze dieses Ergusses im Hinblicke auf einzelne Persönlichkeiten seiner Umgebung niedergeschrieben worden; wenigstens erzählt er an einem andern Orte von einem seiner Mitbürger, der alle Bettler abwies, aber jedesmal in ein Schächtelchen einen Rappen legte, und am Ende des Jahres in einer Art von Triumph seiner Frau das Sümmchen vorzählte, welches er in solcher Weise gespart hatte. Das „Pfui“, welches Hegner am Schlusse dieser Erzählung ausstößt, kam aus tiefstem Herzen; denn er selbst war freigebig, wenn die Noth seiner Mitmenschen an seine Thüre pochte, und oft wartete er den Ruf um Hilfe nicht einmal ab. Einzig in die Ferne schlug er Unterstützungen aus, weil er durch das Beispiel seines Vorgehens die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf die Nothstände in nächster Nähe lenken wollte, welchen vor allen Dingen nach seiner Meinung abgeholfen werden mußte. Mit ansehnlichen Jahresbeiträgen betheiligte er sich bei der Hilfsgesellschaft, an welcher ihm jedoch zwei Dinge höchlich mißfielen. Das erste war die jährliche Mahlzeit, mit welcher die Mitglieder den Abschluß der Rechnungsperiode, wenn auch auf eigne Kosten, feierten; Mildthätigkeit und Festessen schienen ihm nicht zusammen zu passen. Das andere war der Jahresbericht „in einem schwungreichen, erhaben sein sollenden Stile“, der dem Freunde der Einfachheit und Wahrheit als unberechtigter Selbstruhm vorkam und ihm die Verse auspreßte:

„Von Menschenfreunden unserer Stadt
Wimmelt es hier auf jedem Blatt;
Mancher dieß nicht so fände,
Wenn's nicht geschrieben stände."

Seiner Freigebigkeit gegen Familien- und Hausgenossen habe ich oben schon gedacht, und ich habe hier nur noch zu erwähnen, daß diese Art des Spendens in den letzten Jahren seines Lebens einen krankhaften Anstrich bekam, indem er in den Kaufmannsläden Dinge kaufte, von welchen er selbst und diejenigen, für die sie bestimmt waren, keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie er in solchen Fällen, wo er sich auf einem Abwege ertappte, zu thun pflegte, schrieb er sich den Denkzettel: „Ich kenne Einen, dem man den Besuch der Läden verbieten sollte." Aber was half es? Schon nach wenigen Wochen die gleiche Verirrung und der erneute Denkzettel: „Bei diesem Anlasse bemerkt, daß Moi in keinen Laden eintreten kann, ohne etwas zu kaufen, daß also Moi sich vor den Läden in Acht zu nehmen hat." —

Die fünfundvierzigjährige, tüchtige Verwaltung des ansehnlichen Vermögens macht der Frau Elsbeth alle Ehre; denn bei ihrem Tode fand Hegner alles in bester Ordnung, obgleich er persönlich nur in solchen Fällen mitgewirkt hatte, in denen seine Beihilfe unumgänglich nöthig war. In den mannigfaltigen Erbtheilungen, die erlebte, zeigte er eine seltene Uneigennützigkeit, und wo es sich darum handelte, das Recht durch einen Prozeß zu erlangen, zog er auch ein nachtheiliges Abkommen in Güte jeglichem Streite vor. Und doch war er sparsam und liebte die Ordnung, eine pünktliche Ordnung. Seine Liebhabereien, die Sammlung von Kunstwerken und eine ausgesuchte Bibliothek, erforderten zwar große Ausgaben, dieselben blieben aber weit unter den Einnahmen zurück. Immer hatte er „Geld mehr, als genug", und es gehörte zu seiner Ordnung, daß er das Ererbte seinen Erben nicht nur ungeschmälert, sondern gemehrt hinterließ „zu Ehren Gottes und zum Nutzen des Nächsten", wie die stehende Formel hieß, welche für ihn in keiner Richtung eine leere Phrase war. Sein Vermögen hatte für ihn nur darum Werth, weil es ihm seine Un-

abhängigkeit sicherte, seine Unabhängigkeit in Hinsicht auf die ihm zusagende Lebensweise, und dann auch auf seine politische Ueberzeugung.

Schon zur Zeit der helvetischen Revolution hatte er seinen Standpunkt außerhalb der politischen Parteien genommen, und wenn er sich über die herrschend gewordenen Grundsätze freute, so waren ihm die durch dieselben hervorgerufenen Zänkereien und das Durcheinander in der Seele zuwider. Bei jeder Verfassungsänderung der Eidgenossenschaft und des Kantons — und er erlebte derselben viele — erfaßte ihn die Furcht, es werde nichts Besseres nachkommen, er hatte die Früchte der Zwietracht vielfach kennen gelernt, so daß ihm der Satz: „Kein Aberglaube ist so blind, als der Parteigeist" zur unumstößlichen Wahrheit geworden war. In seinen späteren Jahren milderte sich sein Urtheil über solche Vorgänge, und er ruft mit einer Art von Wehmuth aus: „Die Freiheit hat eine schwere Geburt, und ist noch immer unter den Händen der Hebammen". Manchmal steigerten sich diese Verstimmungen zu schwarzsehender Bitterkeit, welche ihn zu weittragenden Aeußerungen drängt, wie z. B.: „Die republikanische Regierungsart gefällt mir nur in abstracto, in der Wirklichkeit ist sie ein Tummelplatz der Ehre und Selbstsucht. Erst meine Person, dann meine Stadt, dann mein Land, dann das Ganze; das sind die Grade, in welchen sich die republikanische Tugend auf und nieder bewegt."

Nach dem Gesagten kann es nicht auffallen, daß Hegner auch den Bewegungen des Jahres 1830 in großer Besorgniß entgegenkam, und daß ihn der Tag von Uster mit düsteren Gedanken erfüllte. Wie schnell aber solche Mißstimmungen aus seinem Geiste wichen und ruhiger Betrachtung Platz machten, zeigte sich im Jahre 1831, als die neue Verfassung dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vergelegt wurde. Da kam ihm zu Ohren, daß seine Mitbürger wegen einiger Artikel, die ihnen nicht gefielen, den ganzen Entwurf verwerfen wollten. Eine solche Gesinnung konnte nur von unheilsvollen Folgen sein, darum trat er ihr mit aller Kraft entgegen und erzählte, wie ein zweiter Menenius Agrippa, den aufgeregten Kümmelspaltern im Winterthurer Wochenblatte die Fabel:

„Einem Manne in bedrängten Umständen wurde ein Beutel von vierundneunzig Thalern[1]) gebracht, um seinem in Unordnung grathenen Hauswesen einstweilen wieder etwas aufzuhelfen. Er fand aber einige Stücke darunter, die er für falsch hielt und warf deßhalb den ganzen Beutel zum Fenster hinaus; wodurch jedoch die Verwirrung seines Zustandes nicht gehoben, sondern unabsehbar verlängert wurde. Vernünftige Leute behaupteten daher, der Mann sei toll.“ — Das Resultat der Abstimmung entsprach der in diese Fabel gekleideten Absicht.

Die Unabhängigkeit im Leben und Urtheilen wurde von Hegner als ein hohes Gut geachtet und vertheidigt; aber sie hatte einen Feind, gegen den alle Waffen des Schutzes und Trutzes nicht verfingen. Es war dieß der Kobold der Kleinstädterei, der nach der Natur der Heinzelmännchen aus allen Ritzen des Fußbodens, durch alle Schlüssellöcher einzudringen vermag, man braucht ihm nicht erst die Thüre einer friedensrichterlichen Amtsstube oder die Flügelpforten eines städtischen Rathsaales zu öffnen. Gegen diesen Feind halfen all die Reisen nichts, die unternommen wurden, um „andrer Menschen Sitten“ kennen zu lernen, gegen ihn hielt der Wall nicht Stand, welchen die Arbeit in Kunst und Wissenschaft aufgeworfen hatte. Wenn Hegner sich 1798 der Vertheilung des Gemeidegutes unter die Bürger, wie sie beabsichtigt war, widersetzte, wenn er später mit aller Thatkraft der Niederlegung denkwürdiger Gebäulichkeiten entgegentrat, so leiteten ihn ohne Zweifel höhere Gründe. Wenn er aber den oft kleinlichen Haß seiner Mitbürger gegen Zürich schürt, wo er doch so viele Freunde hatte,[2]) wenn er die Einführung der Stadtbeleuchtung zu verhindern sucht, wenn er die Verschüttung des Stadtgrabens mißbilligt und der Neugestaltung der vaterstädtischen Schulanstalten sich unfreundlich gegenüberstellt, so erklärt sich das Alles bei einem sonst so unterrichteten und vorurtheilsfreien Manne nur aus dem

---

[1]) Die Verfassung von 1831 hatte 94 Artikel.

[2]) Bei einem Freudenanlasse verhöhnte er z. B. einmal diejenigen seiner Mitbürger, „welche von den Herren in Zürich gut aufgenommen worden seien, und davon acht Tage lang ihren Frauen erzählten.“

Geiste des Kleinstädters, der den veränderten Zeitverhältnissen nicht Rechnung zu tragen vermag und in seiner Behaglichkeit keinerlei Störungen duldet.

Hegner war ein Mann von tiefer Religiosität, von einer Religiosität, welcher weder die materialistischen Lehren der Encyklopädisten, noch der Wunderglaube Lavaters etwas anhaben konnte. Das, was er in dieser Richtung in der Jugend durch Erziehung und Unterricht in sich aufgenommen hatte, dauerte in verschiedenen Läuterungen durch sein ganzes Leben. Die Bibel galt ihm als das Buch der göttlichen Offenbarung; er legt sich stets die Frage vor: „Glaub' ich, was die Bibel sagt?" und antwortet immer: „Ich glaube es durch den Geist, der alles lebendig macht, buchstäblich nicht!" — Von den Dogmen der Kirche hielt er nicht viel: „Ach", ruft er aus, „kein Dogma hält Stich, eines widerspricht dem andern, weil unser Erkennen nur Stückwerck ist. Aber das Ganze, der Geist des Christenthums, ist heilig, ewig und von Gott." Als eine Warnung ruft er sich zu:

„Daß Dein Glaube sich nicht übersteige,
Zur Vernunft Dich neige;
Will aber Vernunft Dir rauben
Allen Glauben
Und allein gebieten,
Magst Du Dich hüten.
Den Kopf zu voll, das Herz zu leer,
Ist sie Vernunft nicht mehr."

Und wie freute er sich, daß auch bei Schriftstellern des klassischen Alterthums sich Stellen finden ließen, welche seinen religiösen Standpunkt rechtfertigten, so in Tacitus Germania der Satz: « Sanctius ac reverentius visum de actis deorum credere, quam scire ». (Man hielt es für frömmer und ehrerbietiger in göttlichen Dingen zu glauben, als zu wissen.) Glauben und Wissen erschienen ihm durchaus als zwei gleichberechtigte Seelenvermögen, von denen jedes die Befriedigung seines Bedürfnisses zu suchen und zu finden hatte und in deren Gleichgewicht

die Wurzeln wahrer Lebensweisheit ruhen. Manchmal jedoch, und wahrscheinlich durch äußere Verhältnisse gedrängt (Hegner erlebte ja noch die Aufregung, welche durch das Leben Jesu von Strauß hervorgerufen wurde) schwillt sein religiöses Gefühl zum mächtigen Ergusse und mit einem Pathos, das an Lavater erinnert, ruft er:

„Wollt ihr auch sieben Mal mir unwidersprechlich beweisen,
Christum brauchen wir nicht, Hülfe von dem nicht, der starb;
Ruf ich sieben und siebzig Mal mit freudiger Seele:
„„Du bist dennoch mein Heil, Jesus, mein Herr und mein Gott!““

Wie sehr er auch andere Ereignisse und Vorgänge, welche während seines langen Lebens an ihm vorüberzogen, in den Kreis seiner religiösen Betrachtung überzutragen wußte, sagt er in den Versen:

„Wenn aus dem Kleinen oft das Größte sich entfaltet,
Und Großes wieder sich zum Kleinen umgestaltet,
Wenn Niederes sich hebt, nachdem das Hohe wich,
Gefragt: wer fügt es so, darf einer sagen: Ich?“

Nach dem Gesagten ist es erklärlich, daß Hegner ein eifriger Besucher des öffentlichen Gottesdienstes war; doch auch hier liebte er das Einfache und Schlichte. Er haßte das Gestikuliren auf der Kanzel, und unter den Dingen, die er nicht gern sah, führt er einen Pfarrer an, „der während des Gebetes die Augen nach dem Himmel aufschlägt“. — Manchmal trieb ihn auch sein Andachtsgefühl während des Gottesdienstes ins Freie und hier verrichtete er beim Schalle der Glocken, die aus den umliegenden Dörfern erklangen, sein frommes Gebet. Einzig an dem eidgenössischen Buß- und Bettage wollte er die Kirche nicht besuchen; er könne nicht auf Befehl fromm sein, pflegte er zu sagen. Dagegen las er in gehobener Stimmung die Bibelsprüche, welche das „Bettagsbüchli“ auf diesen Tag brachte.

Trotz dieser tief gewurzelten Frömmigkeit blieben auch ihm die Stunden der Prüfung seines Glaubens und Zweifels nicht erspart. So erzählt er in seinem Tagebuch, als er den Tod des kleinen Otto, seines Lieblings meldet: „Ich betete zum Vater im Himmel und zu seinem

Sohne; ich flehte den an, der das Töchterlein Jairi und den Jüngling zu Nain vom Tode erweckt und seinen Freund Lazarus; der die Kinder geherzt und gesegnet; der uns versprochen hat, daß uns der Vater alles schenken wolle, was wir Ihn in seinem Namen bitten werden; ich flehte ihn an, durch des Knaben Erhaltung meinen Glauben zu stärken und meine Hoffnung zu befestigen. Alles half nichts, und ich werde mich wohl hüten, künftig mehr durch Gebet in den Gang der Natur eingreifen zu wollen. Der die Welt regiert, mache es, wie er wolle; wenn er wirklich regiert, wird er es wohl machen". — Der doppelte Schmerz, der sich in diesen Zeilen ausspricht, vernarbte nicht so bald; noch in seinem letzten Lebensjahre dachte Hegner seines verlorenen Lieblings und des Weh's, das ihm die Nichterhörung seines Gebetes gebracht. Aber immer wieder schlägt der festgewurzelte Glaube durch: „Um, ich will nicht sagen selig, aber ruhigen und zufriedenen Geistes zu sein, muß ich einen Gott haben, einen Gottmensch, in dessen Allmacht und Liebe ich mein Gutes und Böses ablegen und sagen kann: *ὁ κύριος ἐγγὺς μηδὲν μεξίμνήσω* (Der Herr ist nahe, fürchte dich nicht)." — Und so blieb es bis zum Ende seines Lebens; er spricht es aus

„Im 80. Jahre."

„Anmaßung klein,
Gedanken rein,
Leben stille,
Gut der Wille,
Sanft die Rede,
Ohne Fehde,
Kurz in Worten
Aller Orten,
Gelüste meiden,
Froh im Leiden,
Arbeit spärlich,
Nichtsthun herrlich,
Ist das dein Zustand, Alter,
So danke dem Erhalter."